

Paul Robert Magocsi: With Their Backs to the Mountains. A History of Carpathian Rus' and Carpatho-Rusyns. Central European University Press. Budapest – New York 2015. XX, 511 S., Ill., Kt. ISBN 978-615-5053-39-9. (€ 39,-)

Vorliegendes Werk baut auf einer früheren Studie des Vf. auf¹, soll jedoch eine „fuller, more comprehensive history“ der „Carpathian Rus“ und „Carpathian Rusyns“ bieten (S. xvii). Das Buch selbst sei vom didaktischen Format her als „university textbook“ konzipiert worden (S. xviii). Da die „Carpathian Rus“ historisch nie eine zusammenhängende administrative Einheit gebildet hat, definiert Paul Robert Magocsi sie als ein Gebiet, das zumindest historisch mehrheitlich von „Carpatho-Rusyns“ bewohnt gewesen sei, weswegen auch die Siedlungsgebiete in Serbien sowie die Diaspora in den USA und Kanada mit in den Blick genommen werden. Während sich weltweit etwa 110 000 Menschen als „Carpatho-Rusyns“ definieren (die Hälfte davon alleine in der Slowakei), geht M. von über 1,7 Mio. aus (S. 1). Diese gehören zur ostslawischen Sprachgruppe, ihre gesprochenen Dialekte sind mit Einflüssen aus den benachbarten Sprachen angereichert (Polnisch, Slowakisch, Rumänisch und Ungarisch), würden sich durch eine eigene Kirchentradition auszeichnen und die „Carpathian Rus“ als ihr Heimatland ansehen. In dieser Hinsicht seien sie vergleichbar mit Friesen, Wallonen, Basken oder Kaschuben. „In short, Carpathian Rus' is where Carpathian Rusyns have historically lived“ (S. 5).

Generell ist ersichtlich, dass der Vf. in den Darstellungen zu den älteren Epochen bis hin zur Frühen Neuzeit einen breiteren historischen Rahmen baut, innerhalb dessen die Geschichte der „Carpathian Rus“ und „Carpathian Rusyns“ nur eine marginale Rolle spielt. Diese werden erst ab Kap. 8 stärker in den Mittelpunkt gerückt, wenn der Vf. das Entstehen der „Carpatho-Rusyns“ als „historical people“ (S. 103) im Zuge der Reformen Maria Theresias und Josephs II. verortet. Im Folgekapitel konstatiert M. mit der Revolution von 1848/49 dann auch deren *national awakening* und problematisiert Nationalismus und Nationalbewegungen. Solche hätten sich unter den „Carpatho-Rusyns“ insbesondere aufgrund der Nationalitätenpolitik Ungarns erst nach dem Ersten Weltkrieg, dann jedoch verteilt auf verschiedene Länder, entwickeln können.

Es folgen Kapitel zu den einzelnen Teilen der „Carpathian Rus“ in den jeweiligen Staaten sowie Diasporagruppen. Kap. 14 befasst sich daher etwa mit der tschechoslowakischen „Subcarpathian Rus“ (1919-1938), Kap. 15 mit dem ostslowakischen Teil der „Carpathian Rus“ und Kap. 16 mit dem Lemkengebiet in der Zweiten Polnischen Republik. Kap. 17 handelt hingegen von den verschiedenen Diasporagemeinden der Zwischenkriegszeit in Jugoslawien, Rumänien, Ungarn sowie Nordamerika. In Kap. 18 wird auf die „other peoples in Subcarpathian Rus“ eingegangen, jedoch nicht etwa auf „die Anderen“ in der Ostslowakei, die vergleichbar ethnisch ausdifferenziert war. Ähnlich inkonsequent ist das Folgekapitel zur autonomen „Subcarpathian Rus“ 1938/39, die zwar durch die ersten Versuche einer eigenen Staatlichkeit in der Region für die erinnerungskulturelle Selbstverortung der „Carpatho-Rusyns“ sowie für Ukrainer wichtig ist. Die Ostslowakei bleibt hierbei jedoch unterbeleuchtet, da sie lediglich in Kap. 20 im Rahmen des Zweiten Weltkriegs in einem Unterkapitel behandelt wird. Für die Phase der erneuten Umformung Ostmitteleuropas durch den sowjetischen Hegemonieanspruch 1944/45 wird in Kap. 21 wieder eine Gesamtperspektive der „Carpathian Rus“ eingenommen, ehe für die sozialistische Periode 1945-1989 erneut nach Ländern aufgeteilt wird. Das Kapitel zum Epochenjahr 1989 wird wieder länderübergreifend dargestellt und die postkommunistische Epoche ebenfalls länder-spezifisch beschrieben.

Das letzte Kapitel ist besonders spannend, da hier das „third national revival“ der „Carpatho-Rusyns“ nach 1989 gewürdigt wird, zu dem der Vf. selbst seinen Beitrag mit Büchern wie dem vorliegenden geleistet hat. M. konstatiert, dass sich in ihrem „homeland“

¹ PAUL ROBERT MAGOCSI: *The People from Nowhere. An Illustrated History of Carpatho-Rusyns*, Uzhhorod 2006.

heute von den angenommenen zwei Millionen „Carpatho-Rusyns“ lediglich etwa 56 000 als solche bezeichnen würden. Er führt dies darauf zurück, dass das Gebiet der „Carpathian Rus“ unter vier Ländern aufgeteilt sei und sich die lokale Bevölkerung heute zu anderen Nationalitäten bekennen würde, während deren „parents and grandparents may have identified as Carpatho-Rusyns“ (S. 407). Diese – man muss sagen: steile – These wird nicht belegt, sondern es wird lediglich auf die ohnehin fragwürdige Aussagekraft von Volkszählungen verwiesen. Die Möglichkeit, dass die besagte Bevölkerung sich nicht nach nationalen, sondern etwa nach regionalen oder konfessionellen Identitätsangeboten definiert haben könnte, wird nicht in Betracht gezogen. M. hebt hingegen hervor, dass das „national revival“ nach 1989 durch neue Technologien, wie „telephone, e-mail and computer disks“, ebenso unterstützt worden sei wie durch die höhere Bildung der „Carpatho-Rusyn national activists“ sowie die weitgehend offenen Grenzen des Eisernen Vorhangs und des Schengen-Raums. Ohnehin würden die Carpatho-Rusyns heute *de facto* „only in two countries“ leben: in der Europäischen Union, die M. hier aus transatlantischer Perspektive als ein USA-gleiches „country“ zu interpretieren scheint, und der Ukraine. Jedenfalls hätten die „Carpatho-Rusyns“ im Zuge der internationalen Vernetzung den „provincial-minded mode“ der vergangenen beiden Jahrhunderte überwunden (S. 409).

Zu den durchaus selbstbewusst und zugespitzt formulierten Thesen M.s wurde bereits viel geschrieben, und das vorliegende Werk bündelt in umfangreicher und trotzdem flüssig geschriebener Weise die kontroversen Ansätze der forcierten Nationsbildung der „Carpatho-Rusyns“. Wer dieses Buch daher in die Hand nimmt, muss sich darüber im Klaren sein: Wo Magocsi draufsteht, ist auch Magocsi drin. Als „Fundgrube“ für weitere Studien sei dieses „Textbook“ schon aufgrund des abschließenden vierzigeitigen Forschungsüberblicks empfohlen. Bildmaterial und ein Register beschließen das Werk.

Marburg

Sebastian Paul

Poland and Polin. New Interpretations in Polish-Jewish Studies. Hrsg. von Irena Grudzińska-Gross und Iwa Nawrocki. Peter Lang Edition. Frankfurt am Main 2016. 229 S., Ill. ISBN 978-3-631-66666-1. (€ 49,95.)

Die Beiträge sind aus einem Mitte April 2015 in Princeton abgehaltenen Polish-Jewish Studies Workshop hervorgegangen. Sie drehen sich um Vergangenheitspolitik in Polen wie auch um die Notwendigkeit, in Forschung und pädagogischer Vermittlung polnisch-jüdischer Themen das bekannte Terrain von national und ethnisch unterlegten Geschichtserzählungen hinter sich zu lassen. Aktueller Anlass für Anwendung und Einforderung dieser „anti-nationalistischen“ (S. 197) Neuansätze waren die starken Impulse, die von POLIN, dem 2014 eröffneten Warschauer Museum für die Geschichte der polnischen Juden, ausgingen, das sich auch mit dem programmatischen Beinamen „Museum of Life“ schmückt.

Geneviève Zubrzycki berichtet zunächst über den Verlauf der Konferenz, ehe Jan Grabowski den ersten Themenblock „Politics of History“ eröffnet und den nationalsozialistischen Mord an den Juden auch als „polnisches Problem“ begreift (S. 17). Jan Tomasz Gross betrachtet in Form einer rhetorischen Frage „Jews as a Polish Problem; and Why Not – as a Part of Polish History?“. Einen kritischen Blick auf die gegenwärtige Vergangenheitsaußenpolitik in Polen wirft sodann Irena Grudzińska-Gross unter der Überschrift „Polishness in Practice“.

Der zweite Themenblock „Reading the Museum“ bietet mehrere Reflexionen über das, was die Ausstellung aussagen möchte – und das, was sie unberührt lässt. Joanna Tokarska-Bakir spart nicht mit Kritik an der Botschaft, die durch POLIN dem heutigen polnischen Betrachter vermittelt wird. Darin komme der Gegensatz zwischen Polen und Juden zu kurz, während das Gemeinsame, beide Verbindende allzu viel Raum einnehme. Konrad Matyjaszek spricht in seinem Beitrag über die den Ort des Museums einst prägende Trümmerlandschaft des Warschauer Gettos von der gegenwärtigen „Polonisierung der

jüdischen Geschichte“ (S. 73 f.), die schon im Namen dieser neuen Einrichtung zum Ausdruck komme. Piotr Forecki und Anna Zawadzka verpacken ihre Einwände in Sarkasmus, indem sie feststellen, der Ausstellung gehe es um „the posthumous inclusion of Jews in an idyllic picture, painted by a Polish majority, where Poles and Jews lived together, an idyll that was interrupted by an alien force, to everyone’s despair“ (S. 120). Im längsten Beitrag dieses Sammelbands wendet sich auch Elżbieta Janicka dagegen, bei der großen Geschichtserzählung über eintausend Jahre Beziehungen zwischen polnischer Mehrheit und jüdischer Minderheit allein von dem Mythos der Zuflucht auszugehen, die das hilfsbereite Polen den verfolgten und vertriebenen Juden gewährt habe; eine solche Darstellung komme einer „Entkontextualisierung“ gleich (S. 136).

Im abschließenden dritten Themenabschnitt „Problematizing the Jewish Turn“ betrachtet Erica Lehrer die Entstehung des Warschauer Museums vor dem Hintergrund von Bemühungen in der westlichen Welt, an ein großes Publikum gerichtete „öffentliche Pädagogik“ mit der Idee eines transnationalen bzw. transkulturellen Museums zusammenzuführen. Deren Übertragung nach Polen stehe jedoch entgegen, dass das gegenwärtige Polen nicht für ein großes Museumsvorhaben bereit sei, das die eigenen Selbstgewissheiten und nationalen Mythen infrage stelle (S. 200). In einem zweiten Beitrag widmet sich Zubrzycki dem anhaltenden Interesse der Polen „in all things Jewish“ (S. 175). Angesichts der zunehmenden Re-Nationalisierung gewisser Bestandteile der kulturellen Selbstwahrnehmung in Polen ergibt sich für sie am Ende auch hier das Problem, „how can Jews and Jewishness be ‚normalized‘?“ (S. 179).

Es ist das Verdienst dieses schmalen Sammelbands, dass er Wege aufzeigt, die zu einer solchen Normalisierung führen (sollen). Sie unterscheiden sich allerdings in vielem von dem, was die Museumsverantwortlichen als ihre Version festgelegt haben. Eingefordert wird demgegenüber ein selbstkritischer Umgang mit der polnischen Sicht der Nationalgeschichte und ein Konzept, das die Errungenschaften der Juden in Polen als etwas Eigenständiges würdigt, das jenseits des Beziehungszusammenhangs zwischen Mehrheit und Minderheit Bestand hat und haben wird – auch wenn dies aufseiten der polnischen Bevölkerung auch heute noch wenig wahrgenommen wird.

Dieses im engeren Sinn jüdische Geschichtserbe wäre allerdings in einem übernationalen Museum für die Geschichte der Juden in Ostmitteleuropa (und unter Ostmitteleuropäern) besser aufgehoben. Die Ausstellung über die einem polnischen Rahmen zugeordnete Geschichte der Juden aus polnischer Sicht wird solchen Anforderungen kaum gerecht, zumal sie im heutigen Polen nach allen Seiten politisch konsensfähig sein will.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Aleksander Brückner revisited. Debatten um Polen und Polentum in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Yvonne Kleinmann und Achim Rabus. (Polen: Kultur – Geschichte – Gesellschaft, Bd. 1.) Wallstein. Göttingen 2015. 235 S. ISBN 978-3-8353-1771-0. (€ 34,90.)

Dekonstruieren und doch erzählen. Polnische und andere Geschichten. Hrsg. von Jürgen Heyde, Karsten Holste, Dietlind Hüchtker, Yvonne Kleinmann und Katrin Steffen. (Polen: Kultur – Geschichte – Gesellschaft, Bd. 2.) Wallstein. Göttingen 2015. 360 S. ISBN 978-3-8353-1771-7. (€ 36,90.)

Das bei den Universitäten Halle und Jena angesiedelte Aleksander-Brückner-Zentrum für Polenstudien, benannt nach dem in Wien, Leipzig und dann lange in Berlin tätigen Slawisten (1856-1939), hat im Herbst 2013 seine Arbeit aufgenommen. Zwei Jahre später sind die beiden ersten Bände einer vom Institut herausgegebenen Buchreihe erschienen, die insbesondere erkunden soll, „was im einzelnen Fall polnische Gesellschaft und Kultur(en) ausmachte bzw. ausmacht“ (S. 7). Entsprechend umfassend präsentieren sich die beiden Publikationen hinsichtlich der behandelten Themen, wenn sie sich auch in ihrer methodischen Herangehensweise deutlich voneinander unterscheiden: Während *Aleksander*

Brückner revisited eine konventionelle Sammlung wissenschaftlicher Beiträge darstellt, verfolgen Jürgen Heyde, Karsten Holste, Dietlind Hüchtker, Yvonne Kleinmann und Katrin Steffen als Hrsg. von *Dekonstruieren und doch erzählen* einen ungewöhnlichen Weg. Sie lassen die Autor/inn/en in 43 Kurzbeiträgen aus der Geschichte Polens – wie im Buchtitel versprochen – „erzählen“. Entstanden ist dabei ein farbenfrohes Mosaik, das nicht, um im Bild zu bleiben, durch einen methodischen Untergrund, sondern durch die offenkundige Freude der Beiträger/innen, freier formulieren zu können, als ansonsten im akademischen Diskurs üblich, zusammengehalten wird.

Der von Kleinmann und Achim Rabus herausgegebene *revisited*-Band dokumentiert die Beiträge einer 2014 abgehaltenen Tagung zu Diskursen um Polonität in Geschichte und Gegenwart, die insbesondere an die interdisziplinäre Komponente in Brückners Schaffen anknüpfen. Auf seiner 1882 angetretenen Berliner Slawistikprofessur verband er philologische, historische, archäologische und namenkundliche Fragestellungen, was sich nicht zuletzt in einer intensiven Publikationstätigkeit niederschlug, die neben mehreren Literatur- und Sprachgeschichten auch Wörterbücher und Quelleneditionen hervorgebracht hat.

Biografische Aspekte werden in dem ersten von drei Teilschnitten des Bandes elegant mit wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen verbunden: In ihrer Einleitung geben Kleinmann und Rabus einen Überblick über die Brückner-Forschung und kommen dabei auch immer wieder auf dessen Lebensweg zu sprechen. Michael G. Müller beschreibt Brückner als einen Gelehrten, der wohl nicht als ein Vermittler zwischen polnischer und deutscher Wissenschaftssphäre angesehen werden sollte, sondern sich angesichts des Drucks, sich in den 1910er und 1920er Jahren politisch positionieren zu müssen, eher „in zwei akademischen Parallelwelten bewegt“ habe (S. 47). Wie sich der bei Brückner zu beobachtende Ansatz, in philologische Fragestellungen historische Zusammenhänge und historiografische Methoden derart umfangreich einzubeziehen, dass beide Disziplinen fast gleichberechtigt nebeneinander stehen, in der heutigen Wissenschaftswelt umsetzen lässt, zeigt David Frick anhand seines eigenen Werkes. Gerade bei seinen Forschungen zu Wilna im 17. Jh.¹ sei ihm nicht immer klar gewesen, ob er gerade als Historiker oder Philologe agiere. Zwei weitere Beiträge beschließen diesen biografischen Abschnitt, indem sie einzelne Aspekte aus Brückners Werk dahingehend untersuchen, in welcher Weise dort „Polonität“ analysiert wird. Rabus vergleicht mehrere Auflagen des Werks *Dzieje języka polskiego* (Geschichte der polnischen Sprache), und Kleinmann befasst sich mit Brückners Analyse der polnischen Verfassungsreform von 1791.

Der zweite Abschnitt „Brückner als Sprachwissenschaftler – Sprachwissenschaft nach Brückner“ fällt mit zwei Beiträgen (zum Begriff *kobieta* (Frau) von Marek Łaziński und über kulturelle Selbstbeschreibungen kleinpolnischer Dorfbevölkerung von Anna Piechnik) sehr knapp aus. Der dritte Abschnitt über „Polonität und andere (Selbst-)Zuschreibungen“ bezieht schließlich literatur-, sprach- und kulturwissenschaftliche Fragestellungen auf einzelne Regionen bzw. Bevölkerungsgruppen, die sich einem geografisch umfassend verstandenen Polen zuordnen lassen bzw. mit diesem in Beziehungen stehen: Lemken, Juden, Russinen sowie Polen in der Ukraine. Hinzu kommt ein Beitrag von Mirja Lecke, die in Russland entstandene oder von Russland handelnde Werke Adam Mickiewicz' auf darin zum Ausdruck kommende Varianten von polnischer Identität hin untersucht. Ihr Verweis darauf, „in welchem hohem Maße seine Polonität kontextabhängig war und ist“ (S. 140), lässt sich ohne weiteres auf die übrigen Aufsätze aus diesem Abschnitt übertragen. So erkennt Olena Duć-Fajfer hinsichtlich der Lemken eine für „Kulturlandschaften in Grenzregionen“ typische „hybride Dynamik“ (S. 191), und den Russinen sei es Agnieszka Halemba zufolge in den beiden zurückliegenden Jahrhunderten gelungen, „to see the world not through but around the national lens“ (S. 217).

¹ DAVID FRICK: *Kith, Kin, and Neighbors. Communities and Confessions in Seventeenth-Century Wilno*, Ithaca – London 2013.

Die zahlreichen Beiträge aus Bd. 2 lassen sich auf keinen gemeinsamen Nenner bringen. Vorgaben scheint es nur hinsichtlich des Umfangs gegeben zu haben, denn thematisch werden nicht nur alle erdenklichen Epochen und Ereignisse der Geschichte Polens berührt, sondern in etwa jedem vierten Beitrag auch gänzlich andere Bereiche wie das Massaker an Indianern am Sand Creek 1864 (Cornelius Torp), „Gedanken zu einer Geschichte der Nacht“ (Burkhard Schepel) oder „Verkürzte Vorbemerkungen zu einer Frühgeschichte der Quantenphysik“ (Dirk H. Müller) thematisiert. Einige übergreifend ausgerichtete historiografische Beiträge (z. B. von Manfred Hettling oder Heinz Reif) wiederum lassen sich immerhin auch auf die Geschichte Polens anwenden. Da es gelungen ist, einen bedeutenden Teil derjenigen, die in der deutschen und polnischen Geschichtswissenschaft Rang und Namen haben, für die Teilnahme zu gewinnen, bietet das Kompendium über weite Strecken eine kurzweilige Lektüre. Es schließt mit der Polemik „Sammeln Sie Punkte?“ von Miloš Rezník über Bewertungskriterien für Publikationen in Ostmitteleuropa. Der Vf. behandelt darin eloquent die über allem schwebende Frage, ob man mit dem, was auf den 350 Seiten zuvor dargelegt worden ist (und in vielen Fällen als kompletter Aufsatz mit regulärem Anmerkungsapparat auch in einer wissenschaftlichen Zeitschrift eine gute Figur abgeben hätte), überhaupt noch irgendjemanden wissenschaftlich anregen kann, oder ob es nur noch darum geht, für Rankings zu „punkten und beeindrucken“ (S. 355). Dem Aleksander-Brückner-Zentrum wird es in der Zukunft hoffentlich gelingen, abseits von Evaluierungsvorgaben und Bibliometrie innovative Forschung zu betreiben. Dass die Verantwortlichen dabei auch ungewöhnliche Perspektiven einzunehmen bereit sind, haben sie mit den beiden vorliegenden Bänden angedeutet.

Marburg

Christoph Schutte

Sebastian Messal: Glienke. Eine slawische Burg des 9. und 10. Jahrhunderts im östlichen Mecklenburg. (Frühmittelalterliche Archäologie zwischen Ostsee und Mittelmeer, Bd. 5.) Reichert, Wiesbaden 2015. XI, 365 S., 115 Abb., 19 Tab., 120 Taf., 11 Beilagen. ISBN 978-3-95490-074-9. (€ 69,-)

Im Vorfeld der Baumaßnahmen für die Autobahn A 20 wurde 1999-2001 bei Glienke, Landkreis Mecklenburg-Strelitz, ein slawischer Burgwall vollständig ausgegraben. Es ist der erste Burg-Siedlungs-Komplex in Mecklenburg-Vorpommern, der in diesem Umfang archäologisch untersucht wurde. Nach dem unerwarteten Tod des Grabungsleiters Volker Schmidt im Frühjahr 2002 übernahm Sebastian Messal die Auswertung der Ausgrabungen als Thema seiner Dissertation.

Die Arbeit ist in vier große Abschnitte gegliedert. In der Einleitung werden die Zielstellung der Arbeit, der Naturraum, der Forschungsstand zur Burgenforschung in Mecklenburg-Vorpommern sowie die Forschungsgeschichte von Glienke kurz erläutert. Im folgenden Abschnitt wird auf wenigen Seiten die steinzeitliche Besiedlung des Fundplatzes abgehandelt, die auf Nutzungsphasen im Mesolithikum und im Neolithikum beschränkt blieb. Der dritte Abschnitt zur slawischen Besiedlung bildet den Hauptteil des Buches, er macht mit gut 180 Seiten drei Viertel des Textteils aus. Zunächst widmet sich M. den Befunden, die er getrennt nach Burg und Vorburgareal bespricht. Eine Einarbeitung der neueren Literatur, die seit 2008 erschienen ist, war ihm offensichtlich nicht in allen Teilen des Buches möglich, wie bei der Besprechung der Befestigungen des fränkisch-sächsischen Raumes besonders deutlich wird (S. 24). Dies hätte m. E. eine Erwähnung im Vorwort verdient. Der für den Nachweis ebenerdiger Gebäude wichtige Fundplatz in der Uckermark heißt übrigens Falkenwalde, nicht Falkenberg (S. 50).

Das große Potenzial, das man sich von einer vollständig untersuchten Burganlage erhofft, wird leider eingeschränkt durch vielfach fehlende Informationen in der Dokumentation. Diese Mängel sind zum großen Teil auf dem Autobahnbau geschuldete Kompromisse in der Grabungsmethodik zurückzuführen, die zu unwiederbringlichen Verlusten führten. Die Ergebnisse, zu denen M. bei der Befundauswertung gelangt, sind daher zwangsläufig

oft vom Konjunktiv geprägt. Wegen vergleichbarer Probleme war eine stratigrafische Auswertung des umfangreichen keramischen Fundmaterials meist nicht möglich. Der Vf. konzentriert sich auf die Datierung der Keramik und verzichtet auf eine merkmalsorientierte Untersuchung, die zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen soll (S. 75).

Für die typologische Ansprache konnte M. auf Vorarbeiten von Schmidt zurückgreifen, die er in einer repräsentativen Stichprobe überprüft. Dabei kommt er zum Teil zu abweichenden Ergebnissen, insbesondere bei der Ansprache des Menkendorfer Typs. Von hervorragender Bedeutung ist die Feldberger Ware, in deren Hauptverbreitungsgebiet Glienke liegt und die daher den weit überwiegenden Teil der geborgenen Gefäßkeramik stellt. Erstmals besteht im östlichen Mecklenburg die Möglichkeit, ihre Laufzeit mit dendrochronologischen Datierungen in Verbindung zu bringen. Die Glienker Burg wurde vom zweiten Viertel des 9. Jh. bis zur Mitte des 10. Jh. genutzt. Der Anteil der mittelslawischen Keramik vom Menkendorfer Typ nahm in diesem Zeitraum zwar zu, die Feldberger Ware blieb aber bis zum Ende dominant. Diese im Vergleich zur gängigen Datierung des Feldberger Typs (7.-9. Jh.) erheblich längere Laufzeit wird durch seine außerordentliche Qualität im Kerngebiet begründet (S. 83). Bemerkenswert sind zahlreiche Gefäße, die direkte Übergangsformen von der Feldberger zur spätslawischen Ware darstellen und in der ersten Hälfte des 10. Jh. auftreten. Nach Ansicht des Rez. wäre es richtiger, anstelle eines „Menkendorfer Horizonts“ (S. 83) von einem mittelslawischen Horizont zu sprechen, der durch das Auftreten von Menkendorfer Keramik und Übergangsformen neben der weiterhin dominierenden Feldberger Ware charakterisiert wird. Als Sonderform der Feldberger Ware wird die Prachtkeramik vom Typ Glienke herausgestellt, die sich u. a. durch friesartig gegliederte plastische Verzierungen auf Großgefäßen auszeichnet und einen herrschaftlichen Zusammenhang anzeigt.

Eine eingehende Besprechung erfährt das reiche nicht-gefäßkeramische Fundmaterial, das nach Funktionsgruppen bzw. Tätigkeitsbereichen gegliedert wurde. Dies führt in Einzelfällen zu Schwierigkeiten bei der Einordnung, wenn beispielsweise Teer bei den handwerklichen Geräten abgehandelt wird. Darüber kann jedoch hinweggesehen werden, da das Inhaltsverzeichnis die Gliederungshierarchie bis in die 5. Ebene wiedergibt und somit leicht auf die einzelnen Fundgruppen zugegriffen werden kann. Die detaillierte Fundvorlage wird anschließend in einer Synthese zum Burg-Siedlungs-Komplex von Glienke zusammengeführt, wobei die Erkenntnisse zu landwirtschaftlichen Tätigkeiten, zur nicht-agrarischen Produktion, zu Handel und Fernkontakten sowie zur Funktion der Gebäude im Burgareal erläutert werden.

Den Abschluss des Abschnittes zur slawischen Besiedlung bilden übergeordnete Fragestellungen. Die Burg wird als Mittelpunkt eines Burgbezirks mit zentralörtlichen herrschaftlichen und wirtschaftlichen Funktionen gedeutet, wobei ihre Bedeutung kaum über die Siedlungskammer hinaus reichte. Sie wird als typischer Vertreter der zahlreichen Burgen des 9./10. Jh. im nordwestslawischen Siedlungsraum gewertet, deren Entstehung im Zusammenhang mit der Erstarkung des Kleinadels innerhalb der mittelslawischen Gesellschaft nach dem Zerfall der Stammesfürstentümer der Wilzen und Obodriten gesehen wird. Die Zerstörung von Glienke im 10. Jh. könnte mit einem der Heereszüge gegen die Redarier in Verbindung gestanden haben.

Ein sehr kurzer vierter Abschnitt stellt die spätmittelalterliche und neuzeitliche Nutzung des Fundplatzes vor. Zusammenfassungen in deutscher, englischer und russischer Sprache beschließen den archäologischen Textteil, auf den vier Beiträge zu den naturwissenschaftlichen Untersuchungen in Glienke folgen. Am Ende des Textteils steht das 20-seitige Literaturverzeichnis. Tipp- und Silbentrennungsfehler scheinen heutzutage unvermeidbar und sind auch im hier besprochenen Band in nennenswerter Zahl vorhanden. Dennoch wird das Bemühen um eine gründliche Redaktion insgesamt erfreulich spürbar.

Der Katalog- und Tafelteil ist mit 228 Seiten nahezu genauso umfangreich wie der Textteil. Der Befundkatalog umfasst 724 Positionen, die eine ausführliche Schichtbeschreibung und eine summarische Auflistung der aus dem jeweiligen Befund geborgenen

Keramik beinhalten. Uneinheitlich ist die Benennung der Keramik vom Typ Glienke, die nur in den vom Vf. aufgenommenen Befunden so benannt wird, ansonsten jedoch als Keramik „mit aufgesetzten Wülsten“ beschrieben wird. Leider wird das sonstige Fundmaterial im Befundkatalog nicht erwähnt, sodass sich das vollständige Inventar eines Befundes kaum erschließen lässt. Der 1048 Positionen umfassende Fundkatalog (ohne Keramik) enthält zwar die Fundkontextangabe des Befundes, die Sortierung erfolgt aber wie im Textteil nach Funktionsgruppen, sodass ein Zusammensuchen aller Funde aus einem Befund eine kaum zumutbare Herausforderung darstellt. Plana und Profile von ausgewählten Befunden werden auf 66 Tafeln übersichtlich dargestellt. Etwas mühsam ist das parallele Studium von Katalogbeschreibung, Tafelansicht und Gesamtplan auf vier Beilagen (1. und 2. Plana jeweils mit gesonderter Befundnummerierung). Die relativ große Zahl von elf Beilagen hätte durch Einbindung in das Buch deutlich reduziert werden können, wodurch eine bessere Handhabbarkeit gewährleistet gewesen wäre. Eine Auswahl des vielfältigen Fundmaterials wird auf 45 Tafeln in durchweg qualitativ hochwertigen Zeichnungen dargestellt.

Insgesamt bietet dieser in gewohnt guter Ausstattung vorgelegte Band der Reihe *Frühmittelalterliche Archäologie zwischen Ostsee und Mittelmeer* ein umfassendes Kompendium zum Befundbild und Fundspektrum einer typischen mittelslawischen Burganlage im östlichen Mecklenburg. Er erschließt somit den slawischen Adelssitz von Glienke als Referenzobjekt für die archäologische Forschung und wird seinen festen Platz in den einschlägigen Bibliotheken sicher lange behaupten.

Sankt-Peterburg

Jens Schneeweiß

Jan Hus – 600 Jahre Erste Reformation. Hrsg. von Andrea Strübind und Tobias Weger. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 60.) De Gruyter Oldenburg, München 2015. 264 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-11-044361-5. (€ 39,95.)

A Companion to Jan Hus. Hrsg. von František Šmahel, in Zusammenarbeit mit Ota Pavlíček. (Brill's Companions to the Christian Tradition, Bd. 54.) Brill, Leiden u. a. 2015. X, 447 S., Ill. ISBN 978-90-04-28055-7. (€ 162,-)

Die beiden hier rezensierten Bücher behandeln dasselbe Thema, nämlich Leben und Wirken von Jan Hus sowie die Erinnerung an ihn. Während der in der Schriftenreihe des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa veröffentlichte und dem Andenken des 2015 verstorbenen Historikers Jiří Kořalka gewidmete deutschsprachige Sammelband Schriften von deutschen, polnischen und tschechischen Gelehrten enthält, beteiligten sich an dem anderen, englischsprachigen Werk tschechische, US-amerikanische und italienische Experten des Hussitismus. Bindeglied zwischen den beiden Werken ist der renommierte Hus-Forscher František Šmahel, der in dem von ihm edierten Sammelband mit drei Schriften vertreten ist, während er zu dem deutschsprachigen Buch einen Beitrag beigesteuert hat. Beide Bücher sind anlässlich des 600. Todestags von Jan Hus erschienen, unterscheiden sich aber in ihrer Struktur und in ihrem Themenspektrum voneinander.

Schon aus dem Titel des deutschsprachigen Buches geht hervor, dass die Hrsg. und Autoren Jan Hus als Vorläufer der Reformation wahrnehmen, und sie stellen sein Leben und Werk in drei größeren Abschnitten dar. Im ersten davon, der drei Beiträge enthält, wird Jan Hus historisch-theologisch eingeordnet. Dabei gibt Šmahel einen Überblick über Hus' Leben und Werk, während sich Dušan Coufal der Frage widmet, wie Hus als Wahrheitsprediger verortet werden kann, wobei er die einschlägige Fachliteratur erörtert. Franz Machilek stellt die Tätigkeit der deutschen Hussiten im 15. Jh. am Beispiel der Dresdner Schule in Prag vor.

Der zweite Abschnitt umfasst ebenfalls drei Beiträge und betrifft die Rezeption und Wirkung von Jan Hus. Martin Rothkegel befasst sich mit Hus und dem Täuferturn, und Dietrich Meyer nimmt Hus hingegen hinsichtlich des Pietismus' näher in den Blick.

Etwas atypisch für die Thematik des Abschnitts wirkt der Beitrag von Kořalka, der František Palackýs (tschechisches) Hus-Bild erörtert.

Der letzte thematische Abschnitt befasst sich mit der Erinnerung an Jan Hus und an den Hussitismus. Hier werden vier Aufsätze präsentiert: Maciej Górny stellt das marxistisch-leninistische Hus-Bild vor, Tobias Weger analysiert Konstanz als einen mit Jan Hus verbundenen Erinnerungsort und stellt in einem zweiten Beitrag eine Bilddokumentation zum Jan-Hus-Denkmal und zur Bethlehemskapelle in Prag vor. Schließlich untersucht Wolf-Friedrich Schäußle das historiografische Konzept der Begriffe „Vorreformation“ bzw. „erster Reformation“.

Im Gegensatz dazu ist *A Companion to Jan Hus* nicht in thematische Abschnitte untergliedert, die einzelnen Beiträge stellen jedoch verschiedene Aspekte des Hussitismus dar. Zu Beginn gibt Šmahel eine ausführliche inhaltliche und bewertende Übersicht über die in dem Buch enthaltenen Studien. Ota Pavlíček steuert einen recht langen Aufsatz zum Lebenslauf von Jan Hus bei. Pavlína Rychterová stellt die mundartliche Theologie von Jan Hus und Pavel Soukup den Vorreformer als Prediger vor. Stephen E. Lahey befasst sich mit den Kommentaren der *Sententiae* des Petrus Lombardus durch Hus, während Vilém Herold sich mit dem spirituellen Hintergrund der böhmischen Reformation auseinandersetzt. Der nationalen Idee, der säkularen Gewalt und den sozialen Elementen der politischen Theologie des Jan Hus ist Šmahels zweiter Aufsatz gewidmet. Mit dem gegen Hus geführten Konstanzer Prozess befasst sich interessanterweise nur ein einziger Aufsatz, in dem Sebastián Proviñente die zwei Begriffe „disputatio“ und „inquisitio“ einander gegenüberstellt, was den Charakter des Hus-Prozesses treffend wiedergibt.

Der Erinnerung an Hus und den Hussitismus sind die letzten Beiträge des Sammelbands gewidmet. David Holeton und Hana Vlhová-Wörner stellen „Das zweite Leben von Jan Hus: Liturgie, commemoratio und Musik“ vor. Milena Bartlová erörtert die Hus-Ikonografie. Eher von historiografischem Charakter ist der Beitrag von Zdenek V. David, der die Interpretation des Hussitismus seit dessen Anfängen bis zum Ende der Aufklärung unter die Lupe nimmt. Der Sammelband endet mit dem dritten Beitrag von Šmahel, der hier anstelle einer Zusammenfassung Jan Hus als Schriftsteller und Autor vorstellt. Das Buch enthält eine Auswahlbibliografie und ein Werkverzeichnis von Jan Hus sowie ein Register.

Im Rahmen einer Besprechung zweier Sammelbände ist es nicht möglich, alle Beiträge einzeln zu würdigen. Generell lässt sich feststellen, dass beide Bände sowohl dem Fachpublikum als auch interessierten Laienlesern viele Anregungen bieten. Wenn auch die beiden Werke das Thema aus zwei unterschiedlichen Perspektiven bearbeiten und das deutschsprachige Werk in thematischer Hinsicht besser gliedert ist, vermitteln beide doch ein umfassendes Bild von Hus, seiner Zeit und dem Hussitismus in europäischer Perspektive. Besonders wertvoll finde ich die historiografischen Zusammenfassungen und die Beiträge zum Hus-Bild bzw. zu dessen Veränderungen.

Pécs

Dániel Bagi

Urszula Sowina: Water, Towns and People. Polish Lands against a European Background until the Mid-16th Century. (Polish Studies. Transdisciplinary Perspectives, Bd. 17.) Lang, Frankfurt am Main u. a. 2015. 529 S., 71 Abb. ISBN 978-3-631-64064-7. (€ 74,95.)

Beim vorliegenden Werk von Urszula Sowina handelt es sich um die überarbeitete (und um einen von vier Teilen gekürzte) Übersetzung ihrer Habilitationsschrift, die 2009

bereits auf Polnisch veröffentlicht worden ist.¹ Die breite Literaturbasis, die über eine Bibliografie der Quellen und Sekundärliteratur gut zu erschießen ist, wurde moderat durch eine Handvoll Werke, welche 2009-2011 erschienen sind, aktualisiert.

Die Vf. analysiert in vielfältiger Hinsicht die Bedeutung des Wassers für die Entwicklung von Städten und deren Gesellschaft. Sie erfasst die ökonomische, technische und soziale Dimension von Wasser und Wasserversorgung. Ob als Nahrungsmittel oder zur Reinigung und Hygiene, als Energieträger oder Produktionsmittel/Rohstoff, ob in der Funktion als Verkehrsweg, Gegenstand fiskalischer Überlegungen oder Objekt wissenschaftlicher Debatte, die Studie von S. bietet zahlreiche Ausgangspunkte. Ihr Ansatz ist ein allgemeiner, fast schon universeller, wenngleich der Aspekt der Gefahren durch Wasser in der aktuellen Fassung deutlich an Gewicht verloren hat, da der entsprechende Teil über Hochwässer und deren durchaus ambivalente Bedeutung (Katastrophe versus Motor der Modernisierung) gestrichen wurde und vor allem auch die ökologische Dimension im engeren Sinne nur beiläufig thematisiert wird.

S.s Untersuchungsgebiet ist Kleinpolen mit besonderer Berücksichtigung Krakaus, das als königliche Residenz und größte Stadt der Region eine besondere Stellung einnahm und auch die beste Überlieferungsbasis besitzt. Aufgrund der insgesamt dünnen Quellenlage ist die interdisziplinäre Herangehensweise der Vf. beinahe zwangsläufig. Der Mangel an Texten, Gegenständen und Tatsachen in jedweder Form für den begrenzten Untersuchungsraum zwingt dazu, einerseits die Untersuchung zeitlich relativ weit zu fassen und andererseits bestimmte Erkenntnisse durch einen europäischen Vergleich zu interpolieren. Eine derart komplexe Untersuchung von Wasser als „kulturelles Phänomen“ für die Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit dürfte dennoch für ganz Europa einzigartig sein, dem Anforderungsprofil einer Habilitationsschrift wird die Studie mithin mehr als gerecht.

Die Gliederung folgt in den ersten drei, vom Umfang her sehr ungleichen Teilen (20, 98, 280 S.) der polnischsprachigen Fassung: Im ersten Teil bespricht die Vf. vor allem zeitgenössische Ansichten, Urteile und Theorien bezüglich der Wichtigkeit von Wasser und dessen Qualität für die Entwicklung von Siedlungen. Im zweiten Teil konzentriert sie sich auf die wirtschaftliche Bedeutung von Wasser. Dabei rücken räumliche Überlegungen zur Verteilung von Städten einerseits, aber auch zur sozial- und funktionsräumlichen Genese von Städten andererseits ins Zentrum. S. thematisiert die Lage von Städten in Bezug zum Flussufer (im Untersuchungsgebiet üblicherweise an hohen Ufern, was für die ökonomische Entwicklung ungünstig sei), bespricht die Funktion natürlicher und künstlicher Wasserläufe (vor allem von Stadtgräben etc.) und wirft insbesondere einen Blick auf die Rolle des Wasserzugangs und der Wasserversorgung für die städtischen Zier- und Nutzgärten. Im dritten Teil schließlich bespricht S. detailliert die materielle Kultur der Wasserversorgung. Sie beschäftigt sich mit der Konstruktion und Funktion von Zisternen, Brunnen und Wasserleitungssystemen (Wasserkünste, Rohrleitungen etc.) aus technischer wie wirtschaftlicher und auch sozialer Perspektive und widmet sogar den entsprechenden Handwerken ein eigenes Unterkapitel.

Besonders der dritte Teil zeigt nachdrücklich, dass die Vf. von Haus aus Archäologin ist. Die Beschreibung und Analyse der materiellen Kultur ist beachtlich. Ihr gelingt es durch eine recht ausführliche Illustrierung mit zeitgenössischen Abbildungen, modernen Rekonstruktionszeichnungen und Fotografien auch komplizierte Sachverhalte verständlich darzulegen. Ihre Arbeitsweise ähnelt damit Untersuchungen aus dem Bereich der europäischen Ethnologie/Volkskunde. Sie beweist durch ihre Vorgehensweise die doch erstaunliche Relevanz auch kleinerer Wasserversorgungseinheiten nicht nur für die räumliche Ausprägung von Städten und Stadtteilen, sondern auch für deren soziale Organisation und für

¹ URSZULA SOWINA: Woda i ludzie w mieście późnośredniowiecznym i wczesnonowoczesnym. Ziemia polskie z Europą w tle [Wasser und Menschen in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt. Polen und Europa im Vergleich], Warszawa 2009.

das Zusammen- bzw. Zugehörigkeitsgefühl der Bewohner. Insgesamt hätten ihre Erkenntnisse aber vor allem im Resümee pointierter dargelegt werden können; dieser Eindruck mag aber unter Umständen auch damit zusammenhängen, dass man offensichtlich keine muttersprachliche Übersetzerin für das Werk gewinnen konnte.

Das Buch ist dank umfangreichem Anhang (fast 100 S.) mit zahlreichen Registern und Verzeichnissen gut nutzbar. Dass etwa ein Drittel aller Abbildungen und ein noch höherer Anteil der zeitgenössischen Bilder gar keine polnischen Phänomene illustrieren, ist aufgrund der Quellenlage verständlich.

Neuss

Raoul Zühlke

Joachim Bahlcke: Gegenkräfte. Studien zur politischen Kultur und Gesellschaftsstruktur Ostmitteleuropas in der Frühen Neuzeit. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 31.) Verl. Herder-Institut. Marburg 2015. XVII, 481 S., Ill. ISBN 978-3-87969-396-2. (€ 63,-)

Joachim Bahlcke legt mit dem zu besprechenden Buch eine komplexe Zusammenfassung seiner bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse vor. Der Band versammelt 22 ausgewählte Fallstudien, die B. während seiner zwanzigjährigen Forschungstätigkeit in akademischen Zeitschriften, Sammelbänden und kollektiven Monografien veröffentlicht hat. Es handelt sich um Darstellungen, in denen sich das langjährige Interesse des Autors an der politischen Kultur und den konfessionellen Gegebenheiten in dem ausgedehnten und politisch reich gegliederten Raum zwischen der Ostsee und dem Adriatischen Meer – Ostmitteleuropa – im Zeitraum vom 16. bis zum 18. Jh. manifestiert; sie greifen jedoch einerseits tief ins Mittelalter zurück und andererseits weit bis in das 20. Jh. vor. Im Vorwort bemerkt B., dass er die einzelnen Studien lediglich sprachlich-stilistisch überarbeitet hat, auch wenn sich die historische Ostmittel- und Osteuropaforschung in den vergangenen zwei Jahrzehnten stark weiterentwickelt und differenziert hat. Die vorliegenden Beiträge legen somit institutionell, konzeptionell, methodologisch und thematisch Zeugnis ab von einem Zeitraum nach der Wende von 1989/90, der manchmal auch als das Goldene Zeitalter der Ostmitteleuropaforschung bezeichnet wird (S. XV f.).

In drei thematisch miteinander verwobenen Blöcken („Politische Ordnung und politisches Denken“, „Strukturen und Strukturvergleiche“ und „Gesellschaftliche Formierungs- und Austauschprozesse“) skizziert der Vf. durch die Optik eines modern aufgefassten Regionalismus ein facettenreiches Bild des historiografischen Hintergrunds der Entstehung und Entwicklung der wissenschaftlichen Disziplin Ostmitteleuropaforschung. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass in dem von ihm behandelten Raum monarchisch/absolutistische und ständisch/föderalistische Vorstellungen von der Staatsgewalt über ein konkretes Territorium aufeinanderprallten, erläutert und analysiert er die Entwicklung der Verwaltungs- und Rechtsgeschichte in der Polnisch-Litauischen Union, in den böhmischen Ländern und in Ungarn sowie auch die Formen des politischen Denkens der dortigen gesellschaftlichen Eliten (Adel, Klerus und Bürgertum), die an der Verwaltung konkreter Territorien oder Regionen partizipierten. Darüber hinaus zeichnet er die Wandlungen ihrer kollektiven Identitätsbildung in einem drei Jahrhunderte umfassenden Untersuchungszeitraum nach. Nicht unbeachtet lässt B. auch den Einfluss verschiedener konfessioneller Gruppierungen und ihrer spezifischen Werteskala auf die politische und administrative Struktur und Gestalt der einzelnen Regionen, die auch durch die konkreten Vorstellungen von konfessioneller Freiheit und von eigener Tradition geprägt wurden.

Ein durch den Autor modern aufgefasster Regionalismus spielt in der Auffassung wie auch in der Struktur der Darlegungen die grundlegende Rolle. Die konkreten Umriss dieser konzeptionellen und methodologischen Herangehensweise werden vor allem im dritten thematischen Block „Gesellschaftliche Formierungs- und Austauschprozesse“ deutlich. B. ist sich sehr wohl dessen bewusst, dass die synthesesenhafte Darstellung eines derart großen Gefüges wie der Habsburgermonarchie ohne die territoriale Verankerung der strukturell erfassten Untersuchungen zur Gesellschaft und zu den politischen Institutionen in den ein-

zelenen Regionen Ostmitteleuropas nicht denkbar gewesen wäre. Die erwähnten Regionen werden in B.s wissenschaftlichem Diskurs zu einem Labor, zu einem Modell, das dem Autor als Ausgangspunkt für die Formulierung übergreifender Fragestellungen der gegenwärtigen historischen Forschung dient, ohne dass er dabei ihre administrative Verankerung berücksichtigen müsste. Darüber hinaus versteht der Vf. die Geschichte der einzelnen Regionen Ostmitteleuropas nicht als räumlich geschlossene Ausschnitte, mit denen er später die Geschichte übergeordneter territorialer Gebilde illustrieren würde. Ganz im Gegenteil! Durch sein tiefes Eindringen in die gesellschaftlichen und institutionellen Strukturen dieser kulturell verflochtenen Regionen und mit Hilfe einer synchronischen, komparativen Herangehensweise liefert er neue Möglichkeiten, die Landes-, Staats- und demzufolge auch die immer mehr an Bedeutung gewinnende Globalgeschichte zu interpretieren.

Um sich mit den gewählten Fragen und Themen auseinandersetzen zu können, musste B. eine außergewöhnlich tiefe und zeitaufwändige Erschließung eines breiten Spektrums an schriftlichen Quellen, die in verschiedenen tschechischen, ungarischen, polnischen, österreichischen, rumänischen und slowakischen Archiven aufbewahrt werden, vornehmen. Mittels gründlicher Erforschung der facettenreichen Dokumente und ihrer durchdachten Interpretation bietet er einen überaus originellen Einblick in die Machtstrukturen der einzelnen Regionen Ostmitteleuropas an der Schwelle zur Neuzeit. Nachdem er ausführlich analysiert hat, welches die Grundmechanismen der Verwaltungs- und politischen Geschichte der Polnisch-Litauischen Union sowie der böhmischen und ungarischen Länder in der Frühen Neuzeit gewesen sind, fokussiert der Autor vor allem jene Seiten des ständischen und monarchischen Lebens, denen bisher von den Historikern und Historikerinnen, die sich mit diesem Thema befassen, kaum Beachtung geschenkt wurde. B. skizziert hier ein neues Bild vom Spannungsverhältnis zwischen dem Herrscher und den Ständen der konkreten Regionen einerseits und zwischen den einzelnen ständischen Korporationen andererseits. Damit legt er gleichzeitig den Grundstein für weitere, ähnlich ausgerichtete Forschungen.

České Budějovice

Rostislav Smíšek

Martin Pabst: Die Typologisierung von Städtereformation und die Stadt Riga als Beispiel. (Kieler Werkstücke. Reihe G: Beiträge zur frühen Neuzeit, Bd. 7.) Lang-Ed. Frankfurt am Main 2015. 306 S. ISBN 978-3-631-66974-7. (€ 59,95.)

‘Typologisierung’—all the parts of the word in the title exist in English, but I would be hard pressed to put them together in one. ‘Typologisieren’—‘to typologize’; ‘bar’—‘able’, as in ‘manageable’; ‘keit’—‘the abstract quality of all that’, ‘ity’, as in ‘manageability’. So, it means something like—‘the quality of being able to place (or to be placed) in a typology’.

In this thought provoking book, Martin Pabst reacts to reigning typologies that have been based on one or a few criteria: North vs. South; Upper (German), North, Northwest, or Hanseatic, which, in his opinion, continues the North vs. South opposition. Thomas A. Brady, Jr.’s 1993 survey of the then recent literature found a rich variety of Reformations that had replaced geographical criteria with qualifiers of other sorts—‘people’s’, ‘princes’, ‘urban’, ‘magisterial’, ‘radical’, and ‘communal’. Even this falls far short of what P. refers to as his *Fragebogen* (survey, checklist), which in the proposed variant offers exactly 90 questions of potential usefulness in each individual case study.

The book’s structure is transparent. A ‘Preface’ is followed by an ‘Introduction’ that addresses methods, offers an overview of the *Stand der Forschung* and a discussion of fundamental definitions. A second chapter surveys models and types of investigation that have been employed up to this point, followed by a critique of them. Chapter 3, by far the longest in the book (pp. 49-174), presents, in considerable detail, the bases for the new approach that P. here proposes. It ranges widely across case studies in its examination of six larger topics that provide a basic model for typologizing ‘the Reformation in the Cities’.

They are: political structures; basic economic and social conditions; basic spiritual conditions; persons and positions, people and opinions; events and requirements; and, finally, the way to a new church life. At the end of many major and minor sections, we find in italics questions that ultimately make their way, in one form or another, into P.'s proposed check list. Each list is preceded by the formula 'For the development of an *empirically* [my italics] founded classificatory typology of the Reformation in the cities, the [the above presented discussion] yields the following possible characteristics'. A few examples: 'Was the city to be investigated a member of a league of towns or another regional or supra-regional system of league-formation?'; 'Did the city council and the population of the city to be investigated have, already before the beginning of the process of Reformation, a significant experience of conflict?'; 'Did members of the populace of the city to be investigated appear as authors of theological writings or polemical pamphlets?' And so-on for 87 more.

A short Chapter IV ('The Criteria of a Classificatory Typology of the Reformation in the Cities') brings together, as an articulated list, the questions raised in the course of the previous chapter. The author leaves unexplained why we find here 14 headings (whereas Chapter III had six categories, and 31 subcategories). It has exactly 90 questions (as in Chapter III), but the questions are ordered in such different fashion, and under such different headings, that I am unable to say whether Chapters III and IV contain precisely the same questions. In any case, we may, I think, feel justified in taking the simple list of questions in Chapter IV as P.'s proposed check list.

In Chapter V we finally come to the long awaited study of Riga as an example of the proposed 'typologizing'. It is the second-longest chapter in book (pp. 181-259); it could be read on its own, and with considerable profit. Chapter VI brings a brief conclusion, followed by a list of abbreviations and an impressive list of primary (manuscript and printed) and secondary sources. The book lacks an index, which would have made this important work so much more useful.

P. emphasizes that his typological proposal adds quantity to the qualities that had previously been the benchmarks. And he implies that his approach adds an empiricalness that had been lacking. I was unable to locate the author's definition of what he means by quantity. I finally came to the conclusion that quantification results from many, many case studies that have been subjected to exactly this *Fragebogen*; then a computer would reveal the rates of coincidence between individual cities, and thus would arise an 'empirical' and quantifiable typology of the Reformation in the cities. I applaud the effort to add more and more detailed questions about the ways in which the Reformation came into being in a city and gave new shape to urban life. I can't imagine, however, that, were one to go in this direction, 90 would be the ceiling number of questions. Nor can I imagine a large number of scholars agreeing to use any uniform checklist. Moreover, even if a computer would do the quantifying, the scholar would still need to address the issue of which question, or cluster of questions, should be treated as more or less decisive. And that would be an end to empiricalness.

This all touches on the notion of 'the city of Riga as an example'. I think this chapter will stand on its own and make an important contribution, but there are questions here. How can Riga be an example if we don't already have a considerable body of case studies subjected to this checklist? Or is the purpose to offer a first study to be compared with others in due time? I am also troubled by the lack of sources in Latvian (or other languages of the area). One suspects here the false assumption that, since the primary sources are almost entirely in German or Latin (or, in Lithuania, in Polish and Latin), the vernaculars can be ignored. First, the use of the 'national languages' was an important part of Protestant propaganda. I would suspect there is some body of primary sources in Latvian that have importance for the Reformation in Riga (next to the German and the Latin). Second, perhaps more importantly, the archives are now firmly in the hands of the 'locals', who 'live' in their archives. These scholars are producing ever more and ever better works based on

constant direct access to their archives, and outsiders interested in these problems ignore their work at their peril.

If one is to aim high, as P. has done, why not expand the pool of case studies to include cities where the Reformation never made an appearance (and ask why), to those where it made an appearance but had an embattled existence (in what ways), cities in which some sort of coexistence of two (or more) confessions was negotiated (and how), the existence of crypto-Arians, etc. (and what were their conditions of existence). And many, many more.

Even if the area of investigation is limited to Free Imperial Cities, those of the Prussias, and Old Livonia (and only those where the Reformation was triumphant), scholars should avoid the anachronistic terms West and East Prussia, and use those of Royal and Ducal Prussia, which have quite different, specific legal statuses. And here, missing from the secondary literature are two crucial books on Royal Prussia.¹

In any event, the book is valuable and offers much to think about. P. himself imagines three different reactions to his proposed typologizing: 1) that the previous typologies might be confirmed by another method, wherein other cities might be discovered that belong to one of those types; 2) alternately, or additionally, the discovery of new types, whose characteristics have gone unnoticed because of the great geographical dispersal; and 3), that any discovered communalities have no significance, because the profiles of individual cities are so different. Personally, I would be open to whatever is helpful in any of these three possibilities. But I am particularly sympathetic to the third choice (with the correctives of the others), and I will end with the piece of Rhineland carnival philosophy with which P. adroitly concludes all this striving for order: all cities may be comparable in some fashion, but 'jeder Jeck is' anders' ['Every jester's different'] (p. 265).

Berkeley

David Frick

¹ MICHAEL G. MÜLLER: *Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen: Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung (1557-1660)*, Berlin 1997; KARIN FRIEDRICH: *The Other Prussia: Royal Prussia, Poland and Liberty, 1569-1772*, Cambridge 2000.

Beate Bugenhagen: Die Musikgeschichte Stralsunds im 16. und 17. Jahrhundert. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern, Reihe 5: Forschungen zur pommerschen Geschichte, Bd. 49.) Böhlau. Köln u. a. 2015. 440 S., Ill., ISBN 978-3-412-22447-9. (€ 49,-)

Wie die gesamte pommersche Musikgeschichte des 16. und 17. Jh. gehörte auch die Musikgeschichte der Hansestadt Stralsund, eine der damals einflussreichsten Städte an der deutschen Ostseeküste, bis zum Erscheinen dieser Studie zu den musikwissenschaftlichen Forschungsdesideraten. Da Vorarbeiten zur Stralsunder Musikgeschichte dieser Jahrhunderte weitgehend fehlen, waren für die vorliegende Studie, die 2008 von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald als Dissertation angenommen wurde, beträchtliche Archivrecherchen erforderlich, die durch das umfangreiche Quellenverzeichnis dokumentiert sind. Da ein geschlossener Quellenbestand zum Stralsunder Musikleben nicht existiert, hat Beate Bugenhagen ihr Material aus Aktenbeständen in Stralsunder, Greifswalder und Stettiner Archiven gewonnen. Ergänzend hat sie detaillierte Werkverzeichnisse der besprochenen Stralsunder Komponisten angefertigt, die zu vertieften künftigen Einzelstudien einladen.

Bereits seit dem beginnenden 20. Jh. gibt es zahlreiche Untersuchungen zum Musikleben in norddeutschen Städten. Untersuchungen zu Funktionszusammenhängen einzelner

Ämterstrukturen liegen seit den 1980er Jahren vor¹: An diese drei Vorgängerstudien knüpft B. in methodischer Hinsicht, also in der Verbindung von empirischem und hermeneutischem Zugriff, sowie in der Anlage ihrer Arbeit bewusst an, verfolgt zugleich aber erfolgreich das anspruchsvolle integrierende Ziel, alle drei Teilstrukturen vergleichend in den Blick zu nehmen. Dabei geht es ihr darum, einerseits die Funktionszusammenhänge des musikalischen Lebens in Stralsund von der Reformation bis Ende des 17. Jh. detailliert darzustellen und andererseits das musikalische Handeln von Musikern und Komponisten innerhalb der sich wandelnden Verhältnisse zu interpretieren.

Nach einem vorangestellten kurzen Überblick über die Geschichte Stralsunds und seiner Verwaltung widmen sich die drei Hauptkapitel den musikalischen Berufsgruppen Kantor, Organist und Stadtmusiker. Zu Vergleichszwecken sind die einzelnen Kapitel weitestgehend analog angelegt, gemeinsam sind Darstellungen zur Ausbildung, zu Anstellungsmodalitäten, zur (musikalischen) Aufwartung und den materiellen Verhältnissen.

Im Kapitel über die Entwicklung des Kantorenamtes arbeitet B. heraus, dass die Kantoren als höhere Lateinschullehrer an der 1560 neu begründeten protestantischen Lateinschule neben der Lehre musikalischer und nichtmusikalischer Fächer für die Organisation und Leitung der figuralen Kirchenmusik mit den Lateinschülern an St. Marien, St. Nikolai und St. Jacobi zuständig waren. Einer der Kantoren, Eucharius Hoffmann, veröffentlichte mit seinen *Mvsicae practicae praecepta* (Wittenberg 1572) ein von der pommerschen Kirchenobrigkeit offiziell empfohlenes Lehrbuch. Musikgeschichtlich interessant ist auch Caspar Movius, der zwar nicht als Kantor, aber als mehrjähriger Sub- und Konrektor der Lateinschule in seinen im gesamten Ostseeraum beliebten Kompositionen wohl als erster pommerscher Komponist den Generalbass verwendete (S. 84 f.).

Im Hinblick auf den Organistenstand kann B. vergleichend feststellen, dass die gottesdienstlichen Aufgaben in Pommern und Nordelbien ähnlich waren. Auch die Gehälter stiegen im Verlauf des 16. und 17. Jh. analog, wenn auch im Vergleich zu Lübeck und Hamburg auf niedrigerem Niveau (bis zum Einschnitt nach den 1670er Jahren infolge von verheerenden Stadtbränden und der Einquartierung der Schweden).

Bei den Instrumentalmusikern ist B. zufolge im Untersuchungszeitraum zwischen vier Gruppen zu differenzieren: erstens den Ratsmusikanten in fester Anstellung, den Kunstpfeifern und den Kuren (d. h. den Turmbläsern mit der Aufgabe der Stadtwache) mit ihren Gesellen und Lehrlingen, zusammen etwa neun Personen; zweitens den ihrem sozialen Status nach untergeordneten, berufsständisch organisierten sechs bis sieben Zunftmusikern; drittens den sog. Pfuschern, Bierfiedlern und Böhnhasen, deren versuchtes Eindringen in die Musizierbereiche der etablierten Gruppen zu ständigen Streitigkeiten führte; viertens ab 1628 Militärmusiker der Garnison, „Hoboisten“ und „Regimentspfeifer“, die vor allem außerhalb der Stadt in die musikalischen Zuständigkeitsbereiche ihrer etablierten Kollegen eindrangten. B. vermag zu belegen, dass zum einen die Musizierprivilegien für Hochzeiten entsprechend der Hierarchie der städtischen Musikgruppen vergeben wurden: „Zu Konflikten unter den Musiker kam es vor allem hinsichtlich der fremden Hochzeiten“ (S. 355), d. h. Hochzeiten von Paaren ohne Stralsunder Bürgerrecht. Denn da die Brautleute je nach Belieben entweder einen Ratsmusikanten oder einen Zunftmusiker verpflichten konnten, fühlten sich die Zunftmusiker regelmäßig benachteiligt. Zum anderen lassen die von B. ausgewerteten Archivalien erkennen, dass infolge des musikalischen Stilwandels ab den 1640er Jahren deutlich mehr Instrumentalisten vom Kantor bestellt und

¹ ARNFRIED EDLER: Der nordelbische Organist. Studien zu Sozialstatus, Funktion und kompositorischer Produktion eines Musikerberufes von der Reformation bis zum 20. Jahrhundert, Kiel 1982; JOACHIM KREMER: Das norddeutsche Kantorat im 18. Jahrhundert. Untersuchungen am Beispiel Hamburgs, Kassel 1995; MIRKO SOLL: Verrechtlichte Musik: Die Stadtmusikanten der Herzogtümer Schleswig und Holstein. Eine Untersuchung aufgrund archivalischer Quellen, Münster u. a. 2006.

von allen drei Hauptkirchen separat besoldet wurden. Den Kunstpfeifern wurden zwei zusätzlich angestellte „Violisten“ zugeordnet. In den Werken von Johann Vierdanck und Johann Martin Rubert aus dieser Zeit finden sich denn auch eigenständige Instrumentalstimmen mit festgelegter Besetzung.

Zu Recht öffnet B. den Blick auf den stadtpolitischen Kontext und betont abschließend die gravierenden Auswirkung stadteschichtlicher Ereignisse auf das Musikleben und auf die materielle Lage der Musiker (so wie sich auch in der Gegenwart die politisch gewollten Sparrunden in der Stadt wie im gesamten Bundesland auswirken werden): „Nachdem der städtische Finanzhaushalt bereits über Jahrzehnte durch die militärische Einquartierung [der Schweden] geschwächt worden war, führten die Belagerung von 1678 und der Stadtbrand von 1680 zum fast vollständigen Ruin der Stadt“ (S. 358).

B. gelingt es den gesamten Band hindurch, die große Detailfülle ihrer Archivalien zu einer angenehm zu lesenden Darstellung zu verdichten. Zahlreiche zusammenfassende Tabellen tragen zur Übersichtlichkeit bei und lassen, zusammen mit dem Register, das Buch auch als gut brauchbares Nachschlagewerk empfehlen.

Rostock

Hartmut Möller

Glanz und Elend. Mythos und Wirklichkeit der Herrenhäuser im Baltikum. Hrsg. von Ilse von zur Mühlen. Kunstverl. Josef Fink, Lindenberg im Allgäu 2012. 279 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-89870-808-1. (€ 29,95.)

Die historische, kultur- und kunstgeschichtliche Schilderung der Herrenhäuser in Livland – dem heutigen Lettland und Estland – ist lückenhaft. Bis auf absolute Ausnahmen (Heinz Pirang, Gustav Ränk) haben sich lettische und estnische Historiker (so Ants Hein oder Imants Lancmanis) erst nach der Wende des Themas angenommen. Umso mehr sollte man die Initiative begrüßen, im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg in Zusammenarbeit mit der Carl-Schirren-Gesellschaft sowie weiteren Kooperationspartnern, u. a. der Böckler-Mare Balticum-Stiftung, eine ständige Ausstellung einzurichten, die voraussichtlich ab 2017 der Kultur der (zumeist) deutschen Herrenhäuser im Baltikum gewidmet sein wird. Aus diesem Anlass wurde eine provisorische Ausstellung präsentiert sowie unter der Herausgeberschaft von Ilse von zur Mühlen ein Ausstellungskatalog publiziert. Wie Michael Garleff und Joachim Mähner in ihrem Vorwort darlegen, wird in dem Buch multiperspektivisch gearbeitet, indem „Interpretationen nicht nur aus deutscher, sondern ebenso aus estnischer und lettischer Seite“ präsentiert werden, zumal „wissenschaftlicher Anspruch vor kontroversen Darstellungen nicht zurückschrecken darf“ (S. 6).

Dem Bestandskatalog der Ausstellungsobjekte vorangestellt sind Essays zu bestimmten Aspekten der Kultur der Deutschbalten – angefangen mit der Entstehung des Ritterstandes in Livland (Peter Wörster), über seine Geschichte im Zarenreich (Gert von Pistohlkors), die wirtschaftliche Lage und den Alltag auf den Schlössern im 19. Jh. (Titi Rosenberg, Imants Lancmanis) bis zu dem dramatischen Schicksal der Adelshäuser und deren Besitzer während der zwischenkriegszeitlichen Unabhängigkeit Estlands und Lettlands sowie der Sowjetherrschaft (Rosenberg; Dainis Bruģis). Weitgehend außer Acht gelassen wird allerdings die „Heim-ins-Reich-Politik“ 1939/40, die zur Vernichtung dieser Kultur maßgeblich beitrug; sie wird nur am Ende des Ausstellungskatalogs erwähnt (S. 267 f.). Die Gegenwart der Schlösser, ihr Zerfall und ihre Wiederherstellung, wird leider nur am Beispiel Lettlands geschildert (Jānis Zilgalvis). Studien zur estnischen bzw. deutschbaltischen Erinnerung an Herrenhäuser (Maris Saagpakk, Mari-Ann Remmel) sowie ein Ausblick auf die Forschungsgeschichte (Manfred von Boetticher) runden das Bild ab.

Auch die Kunstgeschichte kommt nicht zu kurz: Zwei umfangreiche Beiträge der Hrsg. sind der Architektur der Schlösser und ihrer Innenausstattung gewidmet, während sich Ants Hein näher mit den Parks beschäftigt. Der Beitrag zur Architekturgeschichte läßt dabei zur Diskussion ein – von der überaus umstrittenen These, wonach im 18. Jh. das

Bauernhaus als Modell für das Herrenhaus diene (in vielen Gegenden Europas war eher das Gegenteil der Fall), würde sich der Rezensent distanzieren und stattdessen auf den eventuellen Einfluss des St. Petersburger klassisierenden Barock eines Bartolomeo Rastrelli hinweisen; hat er doch im Baltikum seinen prominenten (im Beitrag unerwähnten) Palastbau Ruhental (Rundāles pils) als potenzielles Nachahmungsmodell hinterlassen. Schließlich offenbart die Betrachtung der Schlösser in ihrem neogotischen Gewand nicht nur direkte bzw. über Russland gefilterte Anregungen aus Großbritannien, sondern auch solche aus Preußen. Die Autorin nennt lediglich Babelsberg, dagegen bleiben Bezüge zur ostpreußischen Architektur in der Nachfolge Karl Friedrich Schinkels – z. B. in Prassen (Prosna) und Karnitten (Karnity) – unberücksichtigt.

Nur marginal finden sich Merkwürdigkeiten, wie beispielsweise in der Übersetzung des russischen Titels „fol'wark, pan i poddannyj“, die nicht etwas „Folwark, Pan und Untertan“ (S. 101, 276), sondern „Viehhof, Lehnsherr und Untertan“ lauten müsste. Sicherlich hätten eine Konkordanztafel für die Ortsnamen sowie Register gute Dienste geleistet; auch sollte man bei zweisprachigen Namen zwischen Lettisch und Estnisch unterscheiden. Dies sind aber letztlich Marginalien, die den generell guten Eindruck der Texte nicht schmälern.

Es sei nur noch ein Sachverhalt ergänzt, der den Autoren unbekannt war. Katalog-Nr. 22 (S. 209) zeigt ein Ölgemälde aus den Beständen des Estnischen Kunstmuseums (Inv.-Nr. M 891) von Nils von Wrangell, betitelt „Park eines Herrenhauses mit Brücke“. Laut Katalog sei bislang „nicht geklärt, zu welchem Park sie gehört“. Dabei handelt es sich um eine Anlage von einem gewissen Bekanntheitsgrad: Es ist das Denkmal König Johanns III. Sobieski nach dem Entwurf des Hofbildhauers André Lebrun, das sich gegenüber der Warschauer Residenz des letzten polnischen Königs Stanislaw August Poniatowski auf einer Brücke von Domenico Merlini befindet. Mit der Ausführung und Aufstellung der Skulptur wurde 1788 der gebürtige Wiener Franz Pinck betraut.

Gdańsk

Tomasz Torbus

Architektur und Kunst in der Ära des sächsischen Ministers Heinrich Graf von Brühl (1738-1763). Hrsg. von Tomasz Torbus unter Mitarb. von Markus Hörsch. (Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 16.) Ostfildern. Thorbecke 2014. 308 S., 176 Abb., XVI Farbtaf. ISBN 978-3-7995-8416-6. (€ 49,-)

Literatur über den Premierminister der sächsischen Kurfürsten und polnischen Könige Heinrich Graf von Brühl (1700-1763) ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen¹, sehr rar und zeichnet in der Regel ein negatives, einseitiges Bild des Staatsmannes, das ihn auf seine angebliche Leichtlebigkeit und Verschwendungssucht reduziert. Maßgeblich verantwortlich dafür ist die Geschichtsschreibung des Siegers des Siebenjährigen Krieges – Preußen – über den Besiegten – Sachsen. Friedrich II. gelang es durch seinen persönlichen Hass auf Brühl Generationen von Historikern zu beeinflussen, die, ohne zu hinterfragen, das Märchen vom prunksüchtigen, maßlosen, das Volk ausbeutenden und militärisch schwachen Sachsen kolportierten. Die Konsequenzen daraus wirken bis heute in vielen Publikationen nach, die sich mit der augusteischen Zeit Sachsens befassen. Brühl wird darin persönlich für den wirtschaftlichen und militärischen Untergang des Kurfürstentums und den Verlust der polnischen Krone verantwortlich gemacht, ohne dass der historische Kontext Beachtung finden würde. Die polnischen Historiografen hingegen unterschlugen die Periode der sächsischen Kurfürsten auf dem polnischen Thron fast gänzlich. Daher ist die vorliegende Publikation besonders hervorzuheben, da sie Wissenschaftler aus beiden

¹ OTTO EDUARD SCHMIDT: Minister Graf Brühl und Karl Heinrich von Heinecken. Briefe und Akten, Charakteristiken und Darstellungen zur Sächsischen Geschichte (1733-1763), Leipzig 1921; ALADÁR VON BOROVICZÉNY: Graf von Brühl. Der Medici, Riche-lieu und Rothschild seiner Zeit, Zürich 1930.

Ländern zusammenbrachte, die die sächsisch-polnischen Beziehungen von beiden Seiten her untersuchen und ein neues Bild der Zeit zeichnen.

Der von Tomasz Torbus herausgegebene Band markiert zusammen mit einigen kürzlich erschienenen Katalogen und Aufsätzen sowie Ausstellungen und Tagungen den Anfang einer neuen Sichtweise auf diese für beide Länder sehr fruchtbare Zeit.² Die Person Heinrich Graf von Brühl wird hier in ein neues, in ein ihm zustehendes würdiges Licht gestellt und ein Bild einer politisch und kulturell agierenden Person im europäischen Kontext des 18. Jh. geformt. In diesem Kontext stellt der vorliegende Aufsatzband einen weiteren Höhepunkt in der modernen Brühl-Forschung dar. Er enthält neben der Einleitung vier thematische Abschnitte mit insgesamt 14 Aufsätzen sowie ein Orts- und Personenregister. Der Band ist nicht nur fachlich fundiert, sondern zudem auch sehr lesenswert. Hervorzuheben ist die reiche Illustrierung und im Besonderen die Zusammenarbeit deutscher und polnischer Autoren, die hier zum Thema Brühl erstmalig stattfindet.

In der sehr umfangreichen Einleitung widmet sich der Hrsg. dem negativen Bild Brühls in der bisherigen Geschichtsschreibung. Dabei geht er zuerst auf dessen Entstehung und dann auf dessen Einfluss auf folgende Forschergenerationen in Deutschland und Polen ein. Torbus hält eine Auseinandersetzung und Neueinschätzung Brühls für unbedingt erforderlich. Der Inhalt der einzelnen Beiträge wird von ihm zusammengefasst und auch gleich bewertet, was dem Rezensenten die Arbeit erleichtert oder aber auch sehr erschwert, wenn er die sehr treffenden Aussagen des Hrsg. nicht wortwörtlich übernehmen möchte.

Der erste thematische Abschnitt „Allgemeines“ beinhaltet zwei Texte, die in den behandelten Zeitraum einführen. Jarosław Poraziński erläutert „Sachsen und Polen-Litauen während der Herrschaft des Königs August III.“ und Paul Friedl „Die polnisch-sächsische Personalunion in der Politik Europas unter August III. und Heinrich Graf von Brühl“. Beide Aufsätze setzen sich sehr kritisch mit der bisherigen Forschung auseinander, betrachten die politische, wirtschaftliche und kulturelle Situation von polnischer wie deutscher Seite und betten diese in den gesamteuropäischen Kontext ein.

Der mit „Brühl und die Architektur“ betitelte zweite Teil umfasst sechs Aufsätze. Isabell Aurin-Miltschus untersucht das Rokokoensemble Nischwitz, Torbus „Pforten (Brody) in der Niederlausitz – ein Schloss für den König und eine Idealstadt des Grafen Brühl“, Jakob Sito Aspekte der Architektur und Stadtplanung des Sandomirischen Palais (Brühls Warschauer Residenz), Thomas Miltschus Schloss und Garten des Rittergutes Grochwitz, Jan Klusmann den Wiederaufbau von Forst (Lausitz) nach dem Brand von 1748 und schließlich Kai Wenzel Architekturzeichnungen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges. Alle Autoren verarbeiten einen reichen, zumeist erstmals vorgestellten Quellenfundus. Jedoch ist zu diesem Abschnitt auch einige Kritik anzumerken. Nicht alle Texte können das hohe Niveau des vorhergehenden Teils halten. Klusmanns Beitrag ist sehr tiefgründig und wertet eine große Anzahl von Archivalien aus, doch wirkt er etwas zäh in der Schreibweise und ist (wie der Autor selbst eingesteht) zu umfangreich. Wenzel dagegen vergisst bei aller Besonderheit der von ihm vorgestellten Görlitzer Blätter die reichen Bestände von sächsischen Architekturzeichnungen des 18. Jh. Allein in Dresden bieten das Hauptstaatsarchiv, die Plansammlung im Landesamt für Denkmalpflege, das Kupferstich-

² Vgl. die Katalogbände zu einer Ausstellung im Neuen Palais in Potsdam (Friederisiko. Friedrich der Große. Die Essays / Die Ausstellung, 2 Bände, München 2012) und in Schloss Branitz (Friedrich der Große und Graf Brühl – Geschichte einer Feindschaft. Ausstellungskatalog, Cottbus 2012); siehe außerdem die Beiträge zu Brühl und seinen Kunstsammlungen in einem Sonderheft der Dresdner Kunstblätter 58 (2014), 2, sowie UTE CHRISTINA KOCH: Maecenas in Sachsen. Höfische Repräsentationsmechanismen von Favoriten am Beispiel von Heinrich Graf von Brühl, Dissertation TU-Dresden / École Pratique des Hautes Études Paris 2010, URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa-193760> (22.11.2016.)

Kabinett der Staatlichen Kunstsammlungen und die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek genügend Vergleichsbeispiele.

Im dritten, „Polen und die sächsische Architektur“ überschriebenen Abschnitt sind zwei Texte enthalten, Krzysztof Gombin befasst sich mit dem Palast Eustachy Potockis in Radzyń Podlaski und Anna Oleńska mit den künstlerischen Kontakten Jan Klemens Branickis mit dem Hof Augusts II. und Augusts III. sowie mit Heinrich Brühl und dem Königlichen Bauamt. Die Analyse zweier monumentaler Palastanlagen des polnischen Adels – der Potockis in Radzyń Podlaski sowie der Branickis in Białystok – und der unterschiedlich stark ausgeprägten Beziehungen zum Sächsischen Bauamt in Warschau geben Einblicke in eine im deutschsprachigen Schrifttum bisher wenig beachtete Seite der sächsisch-polnischen Beziehungen. Hier wird endlich der internationale und interdisziplinäre Blick gewagt.

Der abschließende vierte Teil widmet sich dem Thema „Brühl und die barocke Kultur“ in vier Texten. Ute Christina Koch geht auf Brühl als Mäzen ein, Ulrich Pietsch auf dessen Porzellansammlung, Sabine Wilde auf die Beziehungen zu dem Bildhauer Gottfried Knöffel und Ulrike Kollmar auf „Repräsentation durch Musik: Die Kapelle des Grafen Heinrich von Brühl“. Es handelt sich durchweg um hochklassige Aufsätze, die Brühl als Mäzen und Förderer sowie als Sammler und Auftraggeber (hierzu werden von Koch, Wilde und Kollmar im Rahmen von Dissertationsprojekten ganz neue Forschungsergebnisse eingebracht) von Architektur, Kunst und Musik zeigen. Pietsch beschreibt Brühl als den Hauptauftraggeber der Meissner Porzellanmanufaktur, der sich die heute berühmtesten Services eben nicht zur persönlichen Bereicherung anfertigen ließ, sondern um damit Marketing zu betreiben und den Verkauf der Porzellane anzukurbeln.

Ein kleiner Fehler sei angemerkt, der sicher nur dem Eingeweihten auffällt, allerdings das verzerrte Geschichtsbild über Brühl befördert. Wilde schreibt auf S. 148 über das Brühlsche Galeriegebäude: „Der Umbau des vormaligen Stallgebäudes zur Gemäldegalerie im Auftrag Brühls wurde vom Oberlandbaumeister Knöffel geleitet und 1747 abgeschlossen.“ Dazu ist Folgendes anzumerken. Das kurfürstliche Stallgebäude am Jüdenhof, das heutige Johanneum, wurde in den Jahren 1745/46 durch Johann Christoph Knöffel zur königlichen Gemäldegalerie umgebaut, welche dort bis 1855 untergebracht war. Die Brühlsche Gemäldegalerie wurde 1742-1744 im Garten auf dem Wall, der heutigen Brühlschen Terrasse, ebenfalls von Knöffel errichtet. Der lang gestreckte Bau bestimmte den berühmten Blick auf die Dresdner Altstadt von der Neustädter Seite her. Hierbei sei auf die Ähnlichkeit des Gebäudes mit der Bildergalerie Friedrichs II. von Preußen in Sanssouci verwiesen, die ab 1754 errichtet wurde. Sie gilt bis heute im Allgemeinen als älterer Galeriebau. Nur war Brühls Bau bereits mehr als 10 Jahre früher fertig gestellt und übertraf in seinen Dimensionen und der Fülle der Gemälde den Potsdamer Bau um Längen.

Insgesamt bleibt festzustellen, dass der vorliegende Band nicht nur einen weiteren Baustein in der Rehabilitierung und Neubewertung Brühls, sondern auch eine wichtige Grundlage für zukünftige Forschungen darstellt.

Dresden

Martin Schuster

Klemens Kaps: Ungleiche Entwicklung in Zentraleuropa. Galizien zwischen überregionaler Verflechtung und imperialer Politik (1772-1914). (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien, Bd. 37.) Böhlau, Wien u. a. 2015. 538 S., graph. Darst. ISBN 978-3-205-79638-1. (€ 59,-)

Nach der ersten Teilung Polens 1772 fiel das Kronland Galizien an die Habsburger. Über Jahrhunderte hinweg verschiedenen politischen, wirtschaftlichen, demografischen und kulturellen Transformationen ausgesetzt, begleitet von einer oft willkürlichen Grenzziehung, war die Region zu diesem Zeitpunkt eine der ärmsten Provinzen der k.u.k. Monarchie (neben Siebenbürgen und Kroatien-Slawonien), und das blieb sie bis in das ausgehende 19. Jh. hinein. Mit diesem Kronland waren Topoi vom „Galizischen Elend“, sei-

ner „Rückständigkeit“ und „Armut“ verbunden. Erst im späten 19. Jh. konnte Galizien an die europäischen Industrialisierungsprozesse anschließen und seinen Wohlstand in einem gewissen Rahmen steigern.

Der Wirtschaftshistoriker Klemens Kaps setzt sich in seiner Studie, die als Doktorarbeit im Rahmen des interdisziplinären Doktoratskollegs Galizien an der Universität Wien entstand, mit den Faktoren auseinander, die über einen längeren Zeitraum die wirtschaftliche Entwicklung Galiziens behindert und die periphere Position des Kronlandes verstärkt haben. Zugleich stellt er die übergeordnete Frage, wie sich ungleiche Entwicklungsmuster in Zentral- und Osteuropa herausgebildet haben bzw. herausbilden konnten. Bei der Suche nach Ursachen beschäftigt sich der Vf. zum einen näher mit der imperialen Politik und zum anderen mit der überregionalen Verflechtung des Kronlandes Galizien, wo der staatlichen Wirtschaftspolitik insofern eine besondere Bedeutung zukam, als „die Provinz ein direktes Produkt der habsburgischen Expansionspolitik war“, so K. (S. 22).

In seiner Untersuchung geht der Vf. speziell auf solche wirtschaftlichen Aspekte wie Handel, Kapital, Güterketten, Arbeitskräfte und Migration ein, ferner auch auf den Technologietransfer sowie auf Entwicklungskonzepte und staatliche Regulierung. Indem K. alle diese Faktoren beleuchtet, entsteht ein facettenreiches Bild der ökonomischen Entwicklung Galiziens 1772-1914.

Die Arbeit besticht in erster Linie durch den Reichtum und die Vielfalt des ausgewerteten Materials, das das komplexe Leben der galizischen Gesellschaft im Besonderen sowie der Habsburgermonarchie im Allgemeinen vor dem Hintergrund der imperialen Politik widerspiegelt. Zahlreiche Tabellen, Diagramme und Abbildungen liefern dem Leser eine Fülle an Sachinformationen, u. a. über das wachsende Einkommen der galizischen Bevölkerung, das Wachstum der Produktion, landwirtschaftliche Erträge, Einfuhr und Ausfuhr aus Galizien, über die Handels- und Warenstrukturen und vieles mehr.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert: Teil A schildert zunächst die Entwicklung Galiziens im Längsschnitt. Dabei stehen Subthemen wie das Einkommensniveau oder die Produktions- und Austauschsphären im Vordergrund. Aufgrund dieser wirtschaftlichen Daten unterscheidet K. innerhalb des untersuchten Zeitraums drei größere Entwicklungsphasen, eingerahmt jeweils von Wendepunkten, die sich ihrerseits „in strukturellen Krisen“ manifestierten (S. 198).

Phase I (1772-1830) zeichnete sich durch die Etablierung imperialer Herrschaft, die Umstrukturierung überregionaler Verflechtungen sowie desintegrative Prozesse aus, die zu einer Stagnation und sogar Rezession in der Region führen. Eingeleitet durch die politisch-militärischen Ereignisse von 1772, dauerte diese Phase bis zum Ende der so genannten „post-napoleonischen Depression“. Phase II (1830-1873) beschreibt der Vf. als Zeit der zunehmenden überregionalen Verflechtung, nicht zuletzt dank neuer Eisenbahnverbindungen, wodurch die Transportkosten gesenkt werden konnten. Insgesamt begreift K. diesen Zeitabschnitt als eine Phase der „absteigenden Peripherisierung“ (S. 201).

Phase III (1873-1914), die nach der Weltwirtschaftskrise von 1873 ihren Anfang nahm, bedeutete für Galizien eine verstärkte Verflechtung mit anderen Räumen, insbesondere beim Gütertausch sowie im Technologie- und Kapitaltransfer, aber auch bei der Bevölkerungsmigration. Die staatliche Investitionspolitik und der Transfer von Technologien stützten die steigende landwirtschaftliche Produktivität. Dennoch konstatiert K. anhand der wirtschaftlichen Daten, dass die Peripherisierungstendenzen in Galizien nicht kompensiert werden konnten, was unter anderem eine starke Auswanderung aus Galizien zur Folge hatte.

In Teil B – Querschnitte – richtet sich der Blick auf galizische Akteure und Institutionen einerseits sowie auf die ökonomischen Diskurse andererseits, die K. innerhalb der in Teil A herausgearbeiteten historischen Zeiträume nachzeichnet. Diese Herangehensweise ermöglicht es ihm nicht nur, die ökonomischen Prozesse zu analysieren, sondern auch, die Art und Weise ihrer Entstehung, z. B. durch politische Regulierung, zu betrachten. Dabei konstatiert der Vf., dass sehr bald nach der Eingliederung in die Habsburgermonarchie der Status Galiziens vordergründig in Relation zu den Interessen anderer Regionen bzw. zu

denen des politischen Zentrums definiert wurde (vgl. S. 440). Zwar entwarf die Regierung in Wien gewisse Konzepte zur regionalen Entwicklung, diese hatten jedoch nicht so sehr das tatsächliche „Wohlergehen“ der Region und ihren eigentlichen Fortschritt zum Ziel, sondern dienten vielmehr der Verwirklichung anderer politischer Ziele der Regierung. Staatlicherseits investiert wurde recht intensiv in den Ausbau der Verwaltung, aber nur in geringem Maße in den gewerblichen Bereich oder in die Landwirtschaft.

Im Verlauf des 19. Jh. verschärften sich die wirtschaftlichen Konfliktlinien entlang der sozio-ethnischen Konflikte in Galizien, und nationale Segregation trat an die Stelle integrierender Entwicklungsperspektiven. Der Zugang zu den Ressourcen wurde auf der Grundlage kultureller Codes geregelt.

Mit seiner Studie hat K. eine gründliche Untersuchung über die wirtschaftliche Situation und die Entwicklung des Kronlandes Galizien und Lodomerien im Zeitraum von 1772 bis 1918 vorgelegt, die nicht nur für Historiker, sondern auch für Forscher anderer Disziplinen von Interesse ist. Denn der hier gebotene Einblick in die wirtschaftlichen Zusammenhänge ermöglicht ein besseres Verständnis der sozialen, politischen, kulturellen und nationalen Prozesse des langen 19. Jh., und zwar nicht nur in Galizien, worauf der Hauptfokus liegt, sondern auch in anderen Kronländern, die ein ähnliches Schicksal der „Peripherisierung“ erfahren haben.

Heidelberg

Stefaniya Ptashnyk

Latin at the Crossroads of Identity. The Evolution of Linguistic Nationalism in the Kingdom of Hungary. Hrsg. von Gábor Almási und Lav Šubarić. Brill. Leiden – Boston 2015. XII, 312 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-90-04-30017-0. (€ 135,-)

Multinational Hungary is known as the last European country to have retained Latin as its official language, into the 1840s. Yet the history of its late-flowering Latinity has been remarkably little studied. These two facts are connected: the belated triumph there of half a dozen different vernaculars engendered a fierce reaction against the cosmopolitan medium deemed to have frustrated their earlier emancipation and a profound unconcern about its fate. The Latin culture of modern Hungary attracted only very sporadic attention thereafter, notably from Daniel Rapant who, having been accidentally drawn into the subject as a protagonist of the new Slovak historical profession after 1918, brought it brilliantly back to life. But then Rapant was forgotten too. Rehabilitation has begun only as neo-Latin enthusiasts come to embrace the language's post-Renaissance survival.

This book is the first to engage with the whole associated socio-linguistic agenda from an avowedly Latin perspective. As the editors' introduction stresses, the still largely unchallenged position of Latin in Hungary was actually enhanced during the 18th c., thanks to denser cultural and administrative networks and an intenser territorial patriotism that embraced it as a 'father tongue' throughout the kingdom. One clear measure of that appears in the proportion of publications in Latin, even of periodicals. Several chapters survey more or less theoretical justifications for the use of Latin. They found their classic exposition in the preamble to the *Ratio Educationis*, carefully analysed here by Teodora Šek B r n a r d i ć, which in 1777 laid out principles of a new system of state schooling, based on Latin as the 'necessary' medium in a multilingual country whose whole politics, administration, culture, and religion had always been bound up with it.

Then came the challenge, unleashed initially by external provocation, with Emperor Joseph II's plans to impose German as Hungary's official language: ironically a threat that never materialized, from a quarter where the whole linguistic question was regarded as a secondary, functional concern. From the 1790s Latin rapidly lost out to Magyar as a vehicle for the political and social elites. Already in that year pamphlets appeared with radically subversive messages: Henrik H ö n i c h examines one of these, a kind of neo-paganist diatribe which accused Latin-speakers of having undermined Magyar values ever since the spread of Christianity. As Piroška B a l o g h shows, the last of the Latin journals, *Ephe-*

merides Budenses, incongruously even propagated monoglot Hungarian-language culture in those same years. But Latin continued to be embraced all the more fervently by the mainly non-Magyar *Hungari*—those with a civic allegiance to the country—whose historiography as well as their history is reconstructed here by Ambrus Miskolczy in characteristically erudite but allusive vein, although among them too the vernaculars eventually undermined its sway as an emotional and practical resource.

The Latinity issue had disruptive implications for the two associated realms of the crown of St Stephen. In Transylvania, whose complex linguistic map is rather neglected here, Hungarian was already more extensively utilized in government (as a result of the principality's independent status in the 16th and 17th c.), and German also had formal standing in the Saxon territories. That provided an early platform for Magyar claims, but seems to have taken the edge off the divisiveness of the matter until later. Leaders of the Transylvanian Rumanians, a majority but ill-used population, latched onto Latin as a badge of esteem for their own Romance language and culture. Thereby, as Levente Nagy shows, they could temporarily make common cause with other humanist intellectuals, yet sow the seeds of future discord. In Croatia, well treated in this volume by Lav Šubarić and Zvezdana Sikirić Assouline, Latin found its very last bastion. It was defended as a cornerstone of the nation's rights against growing Hungarian interference, the more so since no vernacular alternative was readily available, given the inchoate state of Croatian, with its wide dialectal range, as a literary language.

Even Croatia finally abandoned the last vestiges of official Latin in 1847. In the main Hungarian kingdom, that had occurred three years earlier. Those terminal dates are often misleadingly adduced in summary treatments, whereas in fact the change had already largely taken place by then. This collection is stronger on ideological and literary aspects of its topic. It points the way to research which still needs to be done on actual usage, for example in representative bodies, administration, education, churches, societies, everyday situations. Rapant long ago pointed to the injurious gap between official and unofficial linguistic practice—notably the process of what he called 'illegal Magyarization'. Gábor Almási's and Šubarić's welcome and pioneering volume helps us to a better understanding of this key phase of Hungary's *questione della lingua* with its ultimately catastrophic consequences.

Sunningwell, Oxon

R. J. W. Evans

Geschichtswissenschaft in Greifswald. Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Historischen Instituts der Universität Greifswald. Hrsg. von Niels Hegewisch, Karl-Heinz Spiess und Thomas Stamm-Kuhlmann. (Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald, Bd. 11.) Steiner. Stuttgart 2015. 297 S. ISBN 978-3-515-10946-8. (€ 56,-.)

Dieser Sammelband vereint die Ringvorlesungen von Lehrstuhlinhabern, weiteren Dozenten sowie fortgeschrittenen Studierenden des Historischen Instituts, die aus Anlass des Jubiläums ihrer Institution im Wintersemester 2013/14 präsentiert wurden. Das offizielle Jubiläum wurde mit einem Festakt am 24. Oktober 2013 in der historischen Universitätsaula begangen.

Zwei einführende Beiträge geben über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Greifswald von den Anfängen bis in die heutige Zeit Auskunft. Dabei wird auch der Zeitraum von 1765 an beleuchtet, in dem die Gründung des Historischen Seminars im Jahre 1863 vorbereitet worden war. Zur Gelehrten-geschichte der Greifswalder Historiker zählt somit bereits die Einrichtung der ersten ordentlichen Professur für Geschichte und Beredsamkeit im Jahre 1765, die Johann Georg Peter Möller antrat. Exemplarisch sei hier aus der Greifswalder Gelehrten-geschichte auch erwähnt, dass Ernst Moritz Arndt 1805 für drei Jahre eine außerordentliche Professur für Geschichte übernahm. Diesem Namenspatron der Greifswalder Alma Mater der Jahre 1933 bis 2017 wird sowohl als einem Protagonisten der Neueren Geschichte in Greifswald sowie am Beispiel der Arndt-Rezeption

1931-1985 in zwei weiteren Beiträgen des Bandes gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Den Einführungsteil vervollständigen Thomas Stamm-Kuhlmanns wissenschaftsgeschichtlichen und hochschuldidaktischen Reflexionen zu den Ausbildungsverpflichtungen des gefeierten Instituts unter dem Titel „Vom ‚Mitglied des Historischen Seminars‘ im Jahr 1863 zum modularisierten Bachelor-Studenten des Jahres 2013“. Leider wird hier vordergründig über den Wandel von Lehrformen berichtet, aber es werden keine empirischen Daten von Immatrikulations-, Absolventen- und Personalzahlen oder über Betreuungsrelationen im Wandel der Zeiten geboten.

Im Zentrum der Edition stehen die Aufsätze der Lehrstuhlinhaber am Historischen Institut, in denen sie die Profilierung ihre jeweiligen Disziplinen (Mittelalter, Neuere und Neueste Geschichte) im 19. und 20. Jh. skizzieren. Neben der Nordeuropaforschung, die an der Ostseeuniversität Greifswald eine mehr als drei Jahrhunderte währende Tradition aufweist, wie Jens E. Olsen in seinem Beitrag illustriert, kann Mathias Nienendorf als erst dritter Hochschullehrer für Osteuropäische Geschichte in Greifswald auf eine etwa sechzigjährige Disziplingeschichte verweisen. N. weist sodann nach, dass diese eher schwache institutionelle Verankerung seines Faches keineswegs bedeutet, dass im akademischen Leben Greifswalds Osteuropa nicht eine langjährige und durchaus zentrale Rolle gespielt hätte. Der Autor verdeutlicht das weniger an Ergebnissen zur Osteuropaforschung als vielmehr allgemein am Wissensstandort Greifswald und dessen Verbindung mit Osteuropa. Darüber hinaus verankert N. seine Greifswalder Fachdisziplin im überregionalen Kontext des Faches Osteuropäische Geschichte in Deutschland seit dem Ende des 19. Jh.

Ergänzend zu den historischen Abrissen ausgewählter Subdisziplinen der Geschichtswissenschaft in Greifswald (einige wie zur Hansegeschichte oder zur aktuell leider nicht mehr vertretenen Pommerschen Geschichte und Landeskunde wurden leider übergangen), finden auch überregional bekannt gewordene Historiker Beachtung. So spannt beispielsweise Michael North den Bogen der Protagonisten der Neueren Geschichte in Greifswald vom bereits erwähnte Arndt über Heinrich Ulmann, Hans Oskar Glagau und Johannes Schildhauer bis zu Herbert Langer, dem wohl bedeutendsten Frühneuzeithistoriker in der DDR. Frank Möller kennzeichnet Ernst Bernheim als Pionier der Hochschuldidaktik mit einem bemerkenswert breiten wissenschaftlichen Lebenswerk. Dabei wird im gesamten Band generell kritisch reflektiert, wie sich die Vertreter des ideologieanfälligen Faches Geschichte im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus und in der DDR positionierten.

Einen vergleichsweise sehr großen Umfang nehmen zwei abschließende Beiträge zur Greifswalder Geschichtsmethodik während der DDR ein. Die hohe Wertschätzung der solide gefertigten Beiträge für diese Subdisziplin kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass Greifswald nach dem Ende der DDR über keine einzige Hochschullehrerstelle für Geschichtsdidaktik mehr verfügt.

Ein Personenregister vervollständigt den empfehlenswerten Band, hingegen fehlen nähere Angaben zu den Autoren, was vor allem für diejenigen ohne Lehrstuhl wünschenswert gewesen wäre.

Greifswald

Andreas Pehnke

Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850-1918). Hrsg. von Tim Buchen und Malte Rolf. (Elitenwandel in der Moderne, Bd. 17.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin u. a. 2015. VII, 411 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-11-041602-2. (€ 69,95.)

Mit ihrem aktuellen Sammelband schreiben sich Tim Buchen und Malte Rolf in die Tradition der *New Imperial Histories* ein. Sie begreifen Imperien als multinationale Räume, in denen Aushandlungsprozesse unter den Eliten stattfanden. Das Reich sei nicht etwa ein stabiles Gebilde gewesen, das es zu erdulden gegolten habe, sondern vielmehr eine äußerst flexible Bezugsgröße, auf deren Mitgestaltung etliche Akteure Anspruch erhoben

hätten (S. 4). Andreas Kappeler für das Russländische Reich und Moritz Csáky für die Habsburgermonarchie haben bereits vor Längerem auf den Umstand hingewiesen, dass es eines gründlichen Hinterfragens gängiger nationalgeschichtlicher Perspektiven bedürfe, um sich die Langlebigkeit jener Staatsgebilde zu vergegenwärtigen.¹ Daran anschließend plädierte unlängst Jürgen Osterhammel für eine akteurszentrierte, komparative Untersuchung von Imperien zur Erschließung der Rhetorik herrschaftstreuer Eliten.² Diesbezüglich ist den Hrsg. des vorliegenden Bandes daran gelegen, mittels biografischer Einzel- und Kollektivstudien den menschlichen Erfahrungen, Erwartungen und Anschauungen in den Vielvölkerreichen Russland und Österreich-Ungarn näherzukommen: „Die imperialen Biographien der in diesem Buch vorgestellten Protagonisten verdeutlichen, wie stark deren Vorstellungswelten durch den imperialen Möglichkeitsrahmen geprägt wurden und inwieweit das Reich den Sinnhorizont bereitstellte, auf den sich ihr Handeln und Denken bezog“ (S. 5).

Innovativ ist an diesem Ansatz nicht allein der Versuch eines Imperienvergleichs auf mikrohistorischer Ebene, sondern zugleich auch der Fokus auf Biografien namhafter wie wirkungsmächtiger Vertreter aus Politik, Militär, Verwaltung, Wirtschaft und Wissenschaft. Mit der Rekonstruktion von ausgewählten Lebensverläufen aus besagten Berufswelten gelingt es den Autoren, den Blick auf das reziproke, oft widersprüchliche Verhältnis von Individuum und Gesellschaft im adligen wie auch großbürgerlichen Milieu des imperialen Raums zu lenken. Das Hauptinteresse liegt daher auf dem Skizzieren etwaiger Karrieremuster, Handlungsspielräume, Loyalitätsgefüge und Selbstverortungen in den beiden Großreichen während der von Krisen geschüttelten zweiten Hälfte des 19. Jh.

Aus den 17 Beiträgen geht vordergründig hervor, dass mit dem Karriereaufstieg der Elitenangehörigen immerfort persönliche Ansprüche auf Prestigesteigerung und größtmögliche Machtausübung einhergingen. Einerseits wussten die hier vorgestellten Individuen die ihnen gegebene Mobilität und Mehrsprachigkeit auf verschiedene Art und Weise für ihren eigenen Vorteil zu nutzen. So führt Ulrich Hofmeister am Beispiel der Biografie des Generals Konstantin fon-Kaufman an, dass die von der russländischen Regierung initiierte Elitenzirkulation zur persönlichen Profilierung beitragen konnte. Einem Tiroler Adelsgeschlecht entstammend, habe fon-Kaufman von seiner zuvor im Kaukasus erworbenen Expertise durchaus profitieren können, um sich im peripheren Turkestan als loyaler Staatsdiener, aus eigenem Antrieb heraus, in eine hohe Machtposition zu befördern: „Der mächtige Generalgouverneur verfügte über die letzte Entscheidungsgewalt und konnte nach eigenem Ermessen Personen seines Vertrauens damit beauftragen, seine Entscheidungen umzusetzen“ (S. 80). Dergestalt war fon-Kaufman laut H. ein Meister in der hybriden Inszenierung der Macht, indem er sein pompöses Auftreten mit der damit verbundenen Steigerung des Ansehens des Staates rechtfertigte. Bradley D. Woodworth, Ruth Leiserowitz und Irina Marin zeigen zudem in ihren jeweiligen Studien auf, dass die Motivation, im Staatsdienst Fuß zu fassen, mit einer großen Attraktivität des Militärs als zuverlässiger Arbeitgeber einherging. Hier wird besonders deutlich, dass der Militärdienst den sozialen Aufstieg und die politische Teilhabe förderte.

Andererseits verstanden die untereinander zunehmend vernetzten imperialen Eliten ihre hohe Stellung sowie ihr Ansehen beim Herrscherhaus, unter Anwendung von diplomatischem Geschick, für kollektive Interessenvertretungen und/oder für den Erhalt des Reiches einzusetzen. Die Hrsg. stellen folgerichtig fest, dass gegebene imperiale Strukturen als Katalysator fungierten: „Wo sich die beruflichen Ziele mit der imperialen Wirklichkeit

¹ ANDREAS KAPPELER: Rußland als Vielvölkerreich, München 1992; MORITZ CSÁKY, JOHANNES FEICHTINGER u. a. (Hrsg.): Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Bd. 2, Innsbruck u. a. 2003.

² JÜRGEN OSTERHAMMEL: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl., München 2011, S. 607.

vereinbaren ließen, fiel auch das persönliche Bilanzieren und Reflektieren über das Reich affirmativ aus. Wo dies nicht gelang, taten sich entsprechende Verwerfungen auf“ (S. 19). Demnach wurde Michael Khodarkovsky zufolge mit der Einbindung der autochthonen Eliten ins Russländische Reich die Strategie verfolgt, Kontakt- und Mittlerpersonen zwischen den Kulturen und somit Agenten des Imperiums auszubilden. Die daraus resultierende Hybridität jener imperialen *go-betweeners* – wie auch Jan Surman die Angehörigen politisch einflussreicher akademischer Eliten im Habsburgerreich betitelt – wurde laut Kh. jedoch nicht nur als Chance, sondern gleichwohl auch als Last empfunden: „Russia’s newly formed indigenious elites were typical marginal social groups searching for their identity between the old and new, traditional and modern, Asia and Europe“ (S. 48). Die hier anklingende Sehnsucht nach Homogenität konnte daher ebenso die Forderung nach Unifizierung und Zentralisierung nach sich ziehen, wie Jörg Ganzenmüller am Beispiel der „Polenpolitik“ von Michail N. Murav’ev vor Augen führt. In Österreich-Ungarn standen wiederum Konrad Prinz zu Hohenlohe und Alfred Freiherr von Fries-Skene für die Stärkung des Zugehörigkeitsgefühls zum Reich ein. Marion Wullschlegler veranschaulicht am Vergleich dieser beiden letzten Statthalter von Triest, dass zwischen National- und Reichsbewusstsein nicht zwangsläufig ein Widerspruch herrschen musste, „so lange national bewusste Menschen nicht die politische Zukunft ihrer Nation außerhalb des Rahmens der Habsburgermonarchie suchten“ (S. 96). Im Hinblick auf Reformideen stellt Klemens Kaps jedoch fest, dass Loyalitätsbekundungen je nach Metier und politischer Lage variieren konnten. So hätten die polnischen Unternehmer Stanisław Szczepanowski und Edmund Zieleniewski „die Modernisierungspotentiale des späten Habsburgerreichs für ihre eigenen Partikular- und Kollektivinteressen erkannt, während der nationale Diskurs viel stärker als Rechtfertigungskode ihres sozialen und politischen Handelns in Erscheinung trat“ (S. 288).

Den Hrsg. ist es durch die Zusammenstellung von divergierenden Forschungsergebnissen über Elitekarrieren gelungen, die Wechselbeziehung zwischen Selbst- und Reichsbildern in ihrer Differenziertheit offenzulegen. Sie gewähren dem Leser einen Überblick über die verschiedenen zeitgenössischen Möglichkeiten des Umgangs mit bestehenden Strukturen, über die zahlreichen Gestaltungsräume in einem vermeintlich starren staatlichen System sowie über das immense Potenzial einzelner Akteure, politische wie soziale Gegebenheiten zu erhalten, zu reformieren und/oder zu untergraben. Imperium wird hierbei zu einer Bezugsgröße, die Sinnangebote bereitstellte. Wenngleich die vorgestellten Biografien zumeist Personen betreffen, die aus Grenzgebieten stammten, bleibt ein direkter Vergleich zwischen den beiden im Fokus stehenden Imperien jedoch aus. Dem Rezipienten bleibt es selbst überlassen, Ähnlichkeiten und Unterschiede auszumachen. Der Beitrag von Bettina Brockmeyer über das Deutsche Reich sowie jener über das Osmanische Reich von Christoph Herzog machen zwar deutlich, dass der hier präsentierte Forschungsansatz nicht allein für die Regionen Russland und Österreich-Ungarn fruchtbar gemacht werden kann, erwecken jedoch aufgrund ihrer Alleinstellung den Eindruck, den thematischen und mitunter auch zeitlichen Rahmen zu sprengen. Wäre der Forschungsraum präziser abgesteckt und die darin auftretenden Überlappungen dargestellt worden, hätte man womöglich einen noch tieferen Einblick in die Akteursperspektiven in Ostmitteleuropa erhalten.

München

Nora Mengel

Béatrice von Hirschhausen, Hannes Grandits, Claudia Kraft, Dietmar Müller, Thomas Serrier: Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken. (Phantomgrenzen im östlichen Europa, Bd. 1.) Wallstein. Göttingen 2015. 224 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8353-1658-3. (€ 19,90.)

Dieser Band spiegelt die Ergebnisse eines Forschungsprojekts der HU Berlin zum Thema „Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa“ aus den Jahren 2011-2015 wider. Mit dem an sich wenig bekannten Begriff „Phantomgrenzen“ möchten die Autor/inn/en das Phäno-

men sozialer Handlungsräume aufzeigen, die oft auch nach der Verschiebung politischer Grenzen weiter fortbestehen. Zwar werde von den jeweiligen historischen Akteuren die gesellschaftliche, rechtliche und soziale „Wirklichkeit“ neu gestaltet, aber überkommene Perzeptions- und Wertvorstellungen seien nachweislich weiter wirksam und blieben auch wahrnehmbar. So prägen etwa grenzüberschreitende Vernetzungen von Menschen und Orten die gesellschaftliche Wirklichkeit in ostmittel- und südosteuropäischen Regionen ehemaliger habsburgischer, preußischer und osmanischer Herrschaft bis heute. Wie, so fragen die Autor/inn/en, lassen sich diese Phänomene mit dem Konzept der Phantomgrenzen und -räume beschreiben und verstehen? Werden sie durch tradierte Strukturen bestimmt oder eher durch politische, wissenschaftliche und zivil-gesellschaftliche Diskurse imaginiert und reproduziert? Ausgehend von empirischen Fallstudien, werden in den Beiträgen des Bandes die Raumbezüge historischer Akteure hinterfragt und aus deren Perspektive wahrnehmbare Wechselwirkungen zwischen Raumwahrnehmung und -erfahrung sowie Raumgestaltung analysiert.

Innerhalb kürzester Zeit wurde 1989 das als nahezu unveränderbar geltende bipolare Ordnungssystem des Kalten Krieges beendet, und anstelle des geteilten Europas nahm das politische Integrationsprojekt zunehmend Gestalt an. Eines der Versprechen eines geeinten Europas, das über Systemgrenzen hinweg auch vormals sozialistische Länder umfassen sollte, betraf die Grenzöffnung. Aber noch bevor diese Vorstellungen realisiert worden waren, zerfielen die Sowjetunion, die Tschechoslowakische Republik und Jugoslawien in ihre traditionellen Teilrepubliken und autonomen Gebiete. So entstanden in wenigen Jahren fünfzehn neue, unabhängige Staaten in Europa und mit ihnen auch neue Staatsgrenzen. Ob und in welchem Ausmaß diese neuen Grenzziehungen früheren „historischen“ Grenzen entsprachen, gehörte zu den Vorüberlegungen des vorliegenden Forschungsprojekts. Wie „neu“ waren diese rezenten Staatsgrenzen wirklich? Oder inwieweit tauchten hier nicht ohnehin „alte“ Grenzen wieder auf, die schon historisch wichtig gewesen waren? Die Autor/inn/en wollen zeigen bzw. verstehen, wie nach 1989 vor allem mit Rückgriffen auf die Vergangenheit Plausibilität und Legitimität nach innen wie außen geschaffen werden konnten.

Die Vf. haben in einem einleitenden und fünf eigenständigen Beiträgen die zentralen Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit zusammen getragen. In dem gemeinsam verfassten einleitenden Beitrag unternehmen sie den gelungenen Versuch, die wissenschaftliche Positionierung des Konzepts „Phantomgrenzen im östlichen Europa“ aufzuzeigen. Demnach schaffe einerseits das „materielle Erbe“, wie etwa Infrastrukturen und bestimmte Rechtskulturen, langfristig wirkende Räume und territoriale Einheiten. Andererseits würden diese durch kulturelle Repräsentation wie Selbst- und Fremdbilder erzeugt, drittens würden regionale und lokale Verhaltensmuster oft politisch instrumentalisiert und verstärkt, wodurch Phantomgrenzen gebildet bzw. wieder belebt werden. Viertens weisen sie auf Rechtsnormen und Institutionen hin, die ebenso Phantomgrenzen prägen können. Schließlich betonen sie, dass *post-colonial studies* auch für die Osteuropaforschung einen wichtigen Referenzrahmen abgeben würden.

Tatsächlich vermag der vorliegende Band einen Beitrag zu leisten, um mit Hilfe des Phantomgrenzen-Konzepts besser zu verstehen, wie regionale Unterschiede und das Wiederauftauchen vergangener historischer Raumordnungen am Beispiel Osteuropas konstruiert und reproduziert wurden. Begriffe wie „Phantomräume“ und „politische Nostalgie“ sollten jedoch nicht als Zeichen von Irrationalität, wie sie den Akteuren in Südosteuropa immer wieder vorgeworfen wird, interpretiert werden. Phantomgrenzen an sich deuten nicht immer und nicht automatisch auf Remanenz hin, ihre Wirkung hängt immer von Akteuren ab, die in einem bestimmten Kontext handeln, und ihre Wirksamkeit ist nicht auf Osteuropa beschränkt. Die Rolle individueller Akteure ist dabei von großer Bedeutung, aber auch kollektiv erinnerte traditionelle Kooperationsformen wirtschaftlicher und politischer Eliten haben über neue Staatsgrenzen hinweg nach 1989 die Aufnahme von Beziehungen erleichtert. Tatsächlich zeigt uns die europäische Geschichte aber auch, dass

Grenzregionen zum Zankapfel konkurrierender Länder und zur Projektionsfläche regionaler Entwicklungskonzepte werden können. Aufgrund ihrer strategischen Unsicherheit sind sie oft wirtschaftlich benachteiligt und können in innerstaatlichen Verteilungskonflikten leichter in den Hintergrund gedrängt werden.

Das Phantomgrenzen-Konzept stellt die positivistische und überkommene Definition von Staat, Territorium und Grenze als singuläre und alternativlose Referenzgrößen von Geschichtsforschung mehr als nur in Frage. Das aus den Politikwissenschaften entlehnte Konzept des Territorialitätsregimes verdeutlicht den prozesshaften und umkämpften Charakter der Raumkonstruktion und hilft zu verstehen, warum die Wiederbelebung alter Raumkonzepte auf der politischen Ebene in jüngster Zeit so erfolgreich ist. Dass die in diesem Band gewählte Fragestellung sowohl makro- als auch mikrogeschichtliche Ansätze ermöglicht, macht deren Potenzial deutlich. Dass im vorliegenden Band allerdings die Rolle religiöser Tradition nicht direkt angesprochen wird, erachte ich für einen Lapsus, der in zukünftigen Publikationen noch behoben werden sollte.

Wien

Otmar Höll

Grzegorz Krzywięc: Chauvinism, Polish Style. The Case of Roman Dmowski (Beginnings: 1886-1905). Translated by Jarosław Garliński. (Polish Studies – Transdisciplinary Perspectives, Bd. 18.) Peter Lang Editon. Frankfurt am Main u. a. 2016. 586 S. ISBN 978-3-631-62757-0. (€ 69,95.)

The work is an English translation and addresses the genesis of Roman Dmowski's ideological conceptions against the backdrop of political and social thinking of Polish intellectual circles of the time period under review, and the development of the Polish integral nationalism from the 1880s to the Revolution of 1905.¹ Dmowski's political beliefs, along with extensive background information on the ideas of other Polish and European creators of political thought of the epoch, are subjected to the author's analysis and interpretation. The time frame of the work is justified and raises no objections. Based on extensive documentary research and Dmowski's journalistic writings published in *Głos* and *Przegląd Wszepolski*, Grzegorz Krzywięc reflects on the role of Dmowski's work in the context of the development of Polish political thought at the fin-de-siècle.

The structure of the book raises no objections, either. The author analyzes the young ideological generation and the time when Dmowski grew up to be the leader of patriotically-oriented young people of Warsaw. He reflects on the significance of racial thinking arguing that its intellectual foundations came from anti-positivist tradition: the years when Dmowski's political views became crystalized occurred at the beginning of the 1890s, when he headed the group of Warsaw's patriotic youth.

K. formulates a very controversial thesis about Dmowski's racial-anthropological theories as based on anti-Semitism. The thesis, which has never been presented in historiography before, refers to Dmowski's statement on the Jewish question. The author's attitude towards the Jewish issue may be regarded as based on racial prejudices. He links the problem of racism to anti-Semitism. As a consequence, it is hard for the reader to make out the way the author defines such terms as 'chauvinism' or 'integral nationalism'. The terms 'chauvinist', 'racists', 'nationalists' and 'conservatives' are used interchangeably, in quite a cavalier manner. K. presents the nature of Polish racism and sees the roots of it in anti-Semitism. Sometimes, with a certain degree of caution, he mentions that Dmowski's racial theories were accepted slowly and gradually by the developing national movement. He recognizes 1912 as the date to mark the time when racism was supposed to be exploited

¹ GRZEGÓRZ KRZYWIĘC: Szowinizm po polsku. Przypadek Romana Dmowskiego (1886-1905), Warszawa 2009.

under nationalist ideology (p. 139). Actually, it is quite hard to determine the author's definition of the terms 'racism' and 'chauvinism'. It seems that he follows colloquial or journalistic definitions of the words. However, it should be noted that during the time period under review, the concept of race was defined and used in a different way than it is today. Although the title of the book clearly suggests the book will present Dmowski as a 'Polish chauvinist', K. fails to demonstrate that Dmowski advocated admiration and respect for his own ethnic group and social class and praised the virtues of the Polish nation. By appealing to a distinctly Polish identity, his concept of the nation automatically depreciated other countries and nations. That enmity toward different minorities (not only the Jews) constituted the ideological core of Polish nationalism.

K. does not reflect solely on the significance of Dmowski's statement and the political views of Polish national circles from the late 19th and early 20th c. The book attempts to comment on the political and social thinking of Polish intellectuals adhering to both conservative and left-wing philosophies. The author refers to their episodic ideological conceptions such as those regarding problems of social and public order. This information may be much appreciated but on the other hand, it makes K. drift from the main topic, that is, the ideology of Dmowski and his political camp. A major feature of the book is the contextualization of Polish nationalism against the backdrop of European political thought.

It is worthy of note that to some extent K. introduces the concept of 'new nationalism' into historiography with emphasis on its aggressive nature which cultivated chauvinism and racism. He ignores its strong connections to the political program aimed at defending the Polish nation, regaining independence and preserving national identity, and takes little account of Dmowski's well-documented views on the Jewish question. Dmowski and his ideological camp spoke out against the economic expansion of the Jews which led to an open conflict between the two nationalities.

The book pictures Dmowski as an individual who was highly intelligent, brave, charismatic, haughty and content with his own life, a person who referred to himself as an 'active individual' or a visionary. He often acted as a teacher and tutor supporting the young and also women. The author refers to the comments of Dmowski's female friends from the Lutoslowski family or the daughters of philosopher Wincent Lutoslowski (p. 226).

K. depicts Dmowski's work against the backdrop of social and political reality in the Polish Kingdom, Galicja (Cracow) and Europe (including the time Dmowski spent in Paris). Dmowski's political project, in its broadest sense, was based on diverse factors and on family influences (especially his mother's). His political thought and the underpinnings of his nationalist vision were shaped by the academic world of Warsaw, the works of Polish intellectuals published by the press, the ideas of Polish and European thinkers, as well as the incisive analyses of different social structures (e.g. the British social model) and other factors such as the atmosphere that permeated early 20th c. European and Russian attitudes towards the Polish issue.

After reading this study, one gets the wrong impression that racism constitutes the core of Dmowski's ideology and his only goal was to implement racial thinking in the new nationalist imagination. Dmowski remains one of the most versatile and eminent Polish politicians of the late 19th and early 20th century. Not only does the title of the book arouse some controversy, but also the main points covered in the content seem to be challenging.

Białystok

Małgorzata Dajnowicz

Vasiliujus Safronovas: Kampf um Identität. Die ideologische Auseinandersetzung in Memel/Kleipėda im 20. Jahrhundert. (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 20.) Harrassowitz, Wiesbaden 2015. 342 S. ISBN 978-3-447-10352-7. (€ 34,-)

Vasiliujus Safronovas definiert in seiner hier vorliegenden Studie Identität einleitend als „Äquivalent von Ideen, Überzeugungen, sozialen und kulturellen Praktiken“ (S. 7).

Identität sei ein System von Bedeutungen, deren Ideen zu Handlungen motivieren. Er stellt die These auf, dass Phänomene und Prozesse (Bedeutungsinhalte) im öffentlichen Raum der Kommunikationsumgebungen (konstituiert durch die jeweilige Medienlandschaft sowie politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Prozesse) die kollektive Identität steuern. Er bezeichnet sie daher als Identitäts*ideologie*, die sich je nach Kommunikationsumgebung unterschiedlich ausbilde. Auf dieser Grundlage analysiert S. die Zwischenkriegszeit, die Zeit der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik (LiSSR) und den Zeitraum von 1989/90 bis ins 21. Jh. hinein.

Die Studie zeichnet sich durch eine fundierte theoretische Grundlage aus. Die Diskursanalyse Michel Foucaults kombiniert S. mit der Diskurstheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Außerdem zieht er die Erläuterungen Jan Assmanns zum „kollektiven Gedächtnis“ sowie die Theorien Astrid Erlls' und Mathias Berekts, die Erinnerungskulturen als ein „dynamisches, [...] pluralistisches Phänomen“ (S. 21) beschreiben, hinzu und geht vom Begriff der „Erinnerungskultur“ im Sinne Christoph Cornelißens aus, weil diese sich nicht nur auf die „ästhetische, politische oder kognitive Zuordnung der Erinnerungen“ (S. 21) beziehe.

Individuelle Reflexion kann S. mit dieser Methode nicht untersuchen. Lediglich im Kapitel über die Nachkriegszeit mutmaßt er, dass manches von der Bevölkerung Getragene, Unterstützte und Geäußerte erfolgt sei, um gegenüber der Obrigkeit unbelastet zu bleiben. Das Umbenennen von Straßen, der Umgang mit Denkmälern oder die Ausstellungspolitik des Stadtmuseums habe, so S., letztlich die Identitätsideologie konstituiert und gestützt.

In der Zwischenkriegszeit konkurrierten in Memel/Klaipėda die litauische und die deutsche Identitätsideologie; der „Befreiungskampf“ Litauens und Vytautas der Große wurden zu wichtigen Bestandteilen einer Litauen-affinen Identitätsideologie. Für die deutsche Erinnerungskultur zentrale historische Identifikationsmomente seien Königin Luise und Kaiser Wilhelm I. sowie das Borussia-Denkmal, das Stadtmuseum und das „Heldengedenken“ an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewesen. In den 1930er Jahren erhielten einige Straßen deutsche Namen, die ins Litauische übersetzt wurden. Die litauischen Straßennamen, die dadurch verschwanden, wurden in anderen Stadtvierteln verwendet.

In der Zeit des sowjetischen Litauens beherrschten städtische Honoratioren die Kommunikationsumgebung für die litauische Identitätsideologie, deren Bedeutungsinhalte aus prolitauischen Sujets unter sowjetischen Vorzeichen bestanden. Ende der 1950er Jahre wurden zunehmend litauische Symbole zu Bedeutungsinhalten. Straßen erhielten die Namen litauischer KP-Mitglieder. Gefallenengedenken und Auszeichnungen für Verdienste in der Armee bestimmten die Identitätsideologie ebenso wie die „Befreiung“ 1923 und 1945 durch die Sowjetunion. Wie schon zur NS-Zeit von deutscher Seite, wurde mindestens bis in die 1960er Jahre hinein das Memelgebiet nicht in seiner regionalen Ausprägung, sondern unter gesamtstaatlichen Gesichtspunkten gesehen und die „Konkurrenz“ durch litauische Bedeutungsinhalte unterdrückt.

Dies änderte sich Ende der 1970er Jahre. Die Stadtgeschichte Klaipėdas wurde nun Gegenstand von Infoabenden und -broschüren. Themen im Heimatmuseum und in den Zeitungen waren zwar von der sowjetischen Ideologie determiniert, allerdings mehr und mehr regional geprägt. Diese Widersprüchlichkeit drückte sich auch in den nach dem Krieg geänderten Straßennamen aus: Sie „repräsentierten nicht direkt die sowjetische Identitätsideologie, hatten aber auch nichts mehr mit der Vergangenheit Klaipėdas zu tun“ (S. 209).

Auch die deutschen Denkmäler von Kaiser Wilhelm I. und Königin Luise wurden abgerissen, Friedhöfe und historische Bausubstanz sollten zugunsten sowjetischer Architektur liquidiert werden. Dies verhinderte jedoch der litauische Denkmalschutz. Zudem wurde die Bevölkerung durch die zunehmende Verbreitung westlicher Medien (Radio und TV) und den Kontakt mit Ausländern, die in großer Zahl die Hafenstadt besuchten, beeinflusst.

Das erste Zeichen litauischer Nationalkultur war 1973 ein Denkmal für den Schriftsteller Kristijonas Donelaitis. Eigentlich wurde nur eine Büste für eine Schule geplant und ge-

nehmigt. Der Bildhauer fertigte eine Kopie und setzt sie in ein Postament ein, das so groß gebaut wurde, dass eine eigentlich nicht genehmigte Statue entstand.

Seit 1989 seien, so S., Kommunikationsumgebungen und Bedeutungsinhalte nicht mehr politisch oder gesellschaftlich determiniert, sondern würden sich nach Altersgruppen unterscheiden. Dieses deutete sich schon in der Zeit des Kalten Krieges an, als die Jugend (auch mangels historischer Erfahrung) empfänglicher für die sowjetische Identitätsideologie war als die ältere Generation. Ihr Vergangenheitsbild, so S., sei heutzutage „gemacht“ und nicht „entstanden“ (S. 228). Er konstatiert in diesem Zusammenhang einen „Zusammenprall von Bedeutungen“ (S. 237). Institutionen verlören die Kontrolle und sowjetisch konnotierte Bedeutungsinhalte an Gewicht. Jedoch werde auch nach 1989 den Bewohnern des „Klaipėdos kraštas“ ein Geschichtsbild aufgedrängt. Die Bedeutungsinhalte kreisen um die von Deutschen oder Russen angeblich hervorgerufenen „Schicksale der Einwohner des Memelgebiets“. Das aufgedrängte Geschichtsbild umfasst offenbar auch Manifestationen deutscher kollektiver Erinnerung, denn heutzutage stehen die Denkmäler für die Borussia, für Kaiser Wilhelm I. und Königin Luise wieder, und neue für die Dichter Simon Dach und Georg Sauerwein wurden errichtet.

Gegenwärtig, so S., lasse sich eine Ausdifferenzierung der Identitätsideologie beobachten, und eine plurikulturelle Vergangenheit werde konstruiert. Die Bedeutungszuweisungen haben jedoch nicht den Charakter eines „Strebens nach nationaler Einheit, sondern [folgten den] Regeln des Marketings“ (S. 278). Der Name „Memel“ werde als Werbe-slogan für Bier oder Käse kommerzialisiert. Bars hießen „Livonia“ oder „Senoji Hansa“, Stadtviertel bekämen Namen von Dörfern, die sich nie an deren Stelle befunden haben.

Man kann verstehen, dass sich ein Historiker gegen derartige Entwicklungen verwahrt. Aber welche Faktoren bzw. Wahrnehmungen derart auf die Psyche des Menschen einwirken, dass sie Identitäten konstituieren, ist nicht messbar. Diese Frage ist jedoch nicht Gegenstand des Buches. Meines Erachtens nimmt der Autor seine persönliche Haltung bei den Erläuterungen zur Gegenwart nicht so stark zurück wie in den anderen Kapiteln, ohne dies jedoch zu kennzeichnen. Einige Termini benutzt er zudem unkommentiert und undefiniert. Begriffe wie „Führer“ und „Nationalismus“, die für mich als Historikerin aus dem deutschsprachigen Raum zu wenig distanziert klingen und eigentlich eine Kommentierung verlangen würden, scheinen bei S. keine Vorbehalte auszulösen. Man sollte ihm jedoch keine Unreflektiertheit unterstellen. Als litauischer Historiker hat er womöglich einen anderen Zugang zu bestimmten historischen Begriffen. Zwar erläutert S. einleitend seine Methode und somit auch einige Begriffe, doch die ereignisgeschichtlichen Hintergründe muss sich der Leser erst aneignen. Nur im Kapitel über die LiSSR kontextualisiert er die politischen Zusammenhänge, sodass sich die Überlegungen zur Identitätsideologie auch für Leser ohne Kenntnis der litauischen Geschichte gut einordnen lassen. Erst am Schluss setzt er dann die Bedeutungsinhalte und Schwankungen der Identitätsideologien mit der Ereignisgeschichte in Bezug.

Eine „wie immer geartete herkömmliche [nationalistische] Identitätsideologie“ sehe sich heute mit der Herausforderung konfrontiert, dass die Gesellschaft „fragmentiert, frühere Werte neutralisiert, [...] von jeglichem geographischem Raum gelöst“ (S. 278) sei. Warum meint S., dieser Art von Kommunikationsumgebung den identitätsstiftenden Charakter absprechen zu können? Seine Definition von Gesellschaft wäre kritisch zu hinterfragen. Die Zugehörigkeit zu einer nationalen Gesellschaft war schon in der von ihm behandelten Zeit nicht mehr das ausschlaggebende zumindest jedoch nicht das einzige Kriterium für Identität. Könnte es nicht auch sein, dass wir heutzutage, in der „postnationalen“ Zeit (Jürgen Habermas), eine durch *andere* als nationale Determinanten geprägte Kommunikation gewöhnt sind? Die Vielfalt der Möglichkeiten hat nicht zwingend zur Folge, dass man Kommunikationsumgebungen vergisst oder sich von ihnen abwendet. Auch im 21. Jahrhundert kann man gesellschaftlich oder medial verbreitete Bedeutungsinhalte, die in bestimmten Kommunikationsumgebungen zu Identitätsideologien wurden, erkennen und be-

nennen. Die Medienwirksamkeit und Förderung des Tourismus und damit der wirtschaftliche Nutzen sind nicht der einzige Bedeutungsinhalt.

Die in seiner Studie verwendeten Analyse Kriterien beziehen sich auf den öffentlichen Raum, weil es, so schreibt S., kaum Quellen gebe, um die Meinungen der Bürger zu erschließen. Meiner Meinung nach ist *oral history* mittlerweile aber eine so anerkannte Methode, dass es durchaus möglich wäre (z. B. in einer weiteren Studie), die Erkenntnisse dahingehend zu erweitern.

Nach meinem Kenntnisstand ist Vasilijus Safronovas der erste Wissenschaftler, der aus den bestehenden theoretischen Ansätzen zu Erinnerungskultur und Diskursanalyse ein wissenschaftliches Konzept zur Untersuchung von Identitäten in der Vergangenheit zusammengestellt hat. Dieses kann auch der Ausgang für weitere Forschungen sein. Er schöpft aus einer immensen Vielfalt an Quellen unterschiedlicher Art in mehreren Sprachen. Dadurch, dass die Studie auch auf Litauisch¹ (und Polnisch)² erschienen ist, trägt S. unmittelbar zum wissenschaftlichen Austausch bei.

Wien

Anne Mareike Schönle

¹ VASILIJUS SAFRONOVAS: Praeitis kaip konflikto šaltinis. Tapatybės ideologiją konkurencija XX amžiaus Klaipėdoje, Vilnius 2011.

² DERS.: Przeszłość jako źródło konfliktu. Konkurencja ideologii tożsamości w Kłajpedzie XX wieku, Olsztyn 2012.

Whose Memory? Which Future? Remembering Ethnic Cleansing and Lost Cultural Diversity in Eastern, Central and Southeastern Europe. Hrsg. von Barbara Törnquist-Plewa. (Studies in Contemporary History, Bd. 18.) Berghahn. New York – Oxford 2016. VIII, 233 S., Ill. ISBN 978-1-785-33122-0. (\$ 95,-)

Recent years have witnessed a veritable boom in trans-border memory studies, not least with respect to how Germans and Poles have selectively remembered and commemorated their troubled 20th-c. history.¹ On the basis of a 2011-13 Lund University project, Barbara Törnquist-Plewa has edited a collection that explores the aftereffects of ethnic cleansing on communities in postwar Poland, Ukraine, Czechoslovakia, and Yugoslavia with attention to transnational perspectives and post-memory commemoration by successive generations who did not experience the forced migrations in question. Above all, each case analysis features ‘how people who took over the places that belonged to the expelled and murdered relate to this experience’ (p. 3), both in how they appropriate physical spaces they inherited and (to a lesser extent) identify with those who once lived there. Looking to ceremonies, monuments, speeches, and oral history, each regional chapter explores how vanished groups have been blamed or redeemed, how official and public memory have agreed, vied, and evolved. Unfortunately, the editor concludes, in no instance was reconciliation ‘yet at a very advanced stage’ (p. 221). The region’s political shift to the right has freshly politicized memory debates at the same time that local leaders merely sell a ‘redeemed’ cosmopolitan memory of the former world to Western politicians and tourists.

Most of the book’s findings are permeated with cynicism about official objectives and resilient exclusionary-national mythologies. The one exception may be the editor and Igor Pietraszewski’s oral history of elderly residents of Wrocław (Breslau), which asserts

¹ Particularly informative collections include KRISTIN KOPP, JOANNA NIŻYŃSKA (eds.): Germany, Poland and Postmemorial Relations: In Search of a Livable Past, New York 2012, and JUSTYNA BIENEK, PIOTR KOSICKI (eds.): Re-Mapping Polish-German Historical Memory: Physical, Political, and Literary Spaces since World War II, Bloomington 2011.

that since 1989 Wrocławians have hungered to make meaning from the city's prewar past, perceiving it as an historically multiethnic place whose nationality changes like a chameleon. Of course, it is risky to take the elderly interviewees at their word, because memories change. For instance, how can it be that mention of the lost Polish city of Lwów was always 'snuffed out' under communism (p. 22), when the regime prominently established icons from Lwów (notably the Fredro statue beside the city hall)? A lifetime of political change and shifting memories inevitably color childhood perceptions.

Less optimistic is Tomas Sniegon's assessment of public discussion surrounding four Czech monuments to the massacre of Sudeten Germans in the aftermath of World War II, which failed to offer the 'clearing of conscience' desired by Charter 77 reformists amid a pervasive anti-German sentiment which would seem to continue and gain power from communist-era taboos and martyrology. At each of these rare memorials, officials admitted that Germans could be victims; but this was always in the context of highly political circumstances (such as winning Czech admittance to the EU) and failed to express any 'feeling of loss of the Sudeten German fellow citizens' (pp. 69-70). In like manner, Eleonora Narvesliu argues that, for the Ukrainian majority of L'viv, emphasis on interwar multicultural Lwów is chiefly an international marketing gimmick, a form of political expediency rather than moral obligation, 'a globalized cultural-political parlance suitable for addressing external audiences first and foremost' (p. 76). Polish legacies remain locked into the stereotyped caste of colonial (even bourgeois) oppressor of the exploited and suppressed Ukrainian nation. Hence, although absence is recognized, even the remaining Polish minority is excluded from forging identity in a city whose marketed cosmopolitanism lacks concrete recognition of why it had been multiethnic. As in L'viv and Wrocław, Niklas Bernsand finds that during Chernivtsi's 600th in 2008 anniversary the lost Habsburg multiethnic fabric (celebrated as Bukovinian Tolerance) failed to problematize how this harmony had once flourished between diverse ethnic communities. Emphasis on Romanian music, Polish food, or Jewish history offered 'little extensive reflection or interpretation of what the past might mean for the present-day inhabitants of the city' (p. 136). Here too, absence of moral regret at the loss of most former inhabitants paralleled exploitation of an imagined Habsburg heritage to further political goals, in this case Ukrainian EU integration.

More extreme still is contemporary Zadar in Croatia, where Tea Sindbæk Andersen illustrates the 'story of absence' in which the former Italian majority is largely expunged from press and historical discussion (p. 144). Like the obsession with German oppressors in Wrocław or Polish oppressors in L'viv, commemoration of Italian legacies usually dwells on fascist oppression and war crimes. Not unlike the chameleon narrative for Wrocław or selective cosmopolitanism for L'viv, Zadar's official narrative draws on Roman, Illyrian, Habsburg, Slavic, and other usable cultural contributions without serious moral regret that most of the former population is gone. Memories of the Zaratini 'are drowned under more attractive memories that evoke romantic images of glorious moments in European history—Roman civilization, the golden days of Byzantium, the Venetian Renaissance—for citizens and tourists alike' (p. 153). Darkest of all may be Dragan Nikolić's analysis of the bridge over the Drina in Višegrad—lauded as a UNESCO heritage site valuable for all humanity, but also a site where the town's Bosniak majority was massacred by Serb neighbours in the early 1990s. Particularly disturbing were the author's interviews with far-right demonstrators, who defended 1940s fascists and 1990s war criminals for protecting the nation. Whereas memorials abound to fallen Bosnian Serb soldiers, no monument exists to the fallen Bosniaks apart from the bridge itself, which is already appropriated for more usable memories.

Reflecting upon the diverse findings in this book, it is worth pondering whether it is ever possible to 'master' the traumatic legacies of forced migration. Memory may not be served by a meager collection of half-hearted and hidden memorials to massacred Sudeten Germans, nor is it satisfying to witness commercialization of cosmopolitan nostalgia for

outsiders in comfortably homogenous cities like Wrocław or Chernivtsi. The triumphal statue of Stepan Bandera beside the formerly Roman Catholic Habsburg church in Lwów should disturb propagandistic notions that the city has dealt with its past. Nevertheless, even commercialized or deeply circumscribed efforts to grapple with historic forced migrations are welcome if the alternative is silence. Perhaps even problematic gestures can stimulate grassroots discussion about what has been lost in a contemporary Europe (not just Eastern Europe) that too often succumbs to the blinding allure of exclusionary nationalism. Whether in Germany or lands to the East, can the politics of memory ever satisfy after past atrocities? One should strive to counter lapses in the politics of commemoration, but mastery of the past will always be elusive.

Washington, DC

Andrew Demshuk

Jews in Eastern Europe. Ways of Assimilation. Hrsg. von Waldemar Szczerbiński und Katarzyna Kornacka-Sareło. Cambridge Scholars Publishing, Newcastle upon Tyne 2016. XXIII, 207 S. ISBN 978-1-4438-8523-2. (€ 47,99.)

Der von Waldemar Szczerbiński und Katarzyna Kornacka-Sareło hrsg. Sammelband enthält Beiträge von Mitarbeiter/inne/n eines am Institut für Europäische Kultur der Posener Adam-Mickiewicz-Universität mit Standort in Gnesen (Gniezno) angesiedelten Seminars für die Kultur des Europäischen Judentums (Zakład Kultury Judaizmu Europejskiego). Absicht der Verfasser/innen ist es, dem Leser die Einstellungen von Juden „gegenüber anderen Gesellschaften, Gemeinschaften und Völkern“ näherzubringen, die „mit den Juden im gleichen Land gelebt haben“ (S. ix). Somit geht es um den Prozess der Assimilation, also einer Öffnung der jüdischen Gemeinschaft für die Kultur der Mehrheitsgesellschaft und deren Neuerungen. Im Osten Europas war eine solche Anpassung weitaus weniger ausgeprägt als im Westen Europas.

Der Theologe Szczerbiński blickt in diesem Sinne auf „Assimilationsprobleme“ polnischer Juden nach ihrer Einwanderung in Israel, wo sie als Fremde hätten beginnen müssen, ehe sie in ihrer neuen Heimat heimisch wurden. Dieser Beitrag beruht auf einem schmalen Ausschnitt der zeitgenössischen Forschungsliteratur, darunter einem 2013 erschienenen, wegen seiner antijüdischen Tendenzen umstrittenen Buch von Ewa Kurek.

Im Folgenden, Archivquellen berücksichtigenden Aufsatz beschäftigen sich Vladimir Yulievich Rabinovich und Liubov Sergeevna Kletnova aus Irkutsk mit dem ethnokulturellen Typus der Juden Sibiriens. Unter der Überschrift „Assimilation, Integration, Multiculturalism: An Ethnolinguistic-Communicological Perspective“ legt Eliza Grzelak einen Essay über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen über Vorurteile und soziale Ängste vor. Sie verbindet dies mit der im gegenwärtigen Polen wenig realistischen Forderung nach einer „wahrhaft multikulturellen Gesellschaft“, um eine „friedliche Koexistenz unterschiedlicher ethnischer Gruppen in Polen“ zu ermöglichen (S. xv). Małgorzata Grzywacz befasst sich mit den Juden aus der Provinz Posen, die es nach Deutschland verschlagen hatte und die in den 1920er Jahren meist in Berlin, Hamburg und anderen Metropolen lebten. Sie interessiert vor allem, aufgrund welcher Assimilationsstrategien es ihnen in der Weimarer Republik gelang, dort eine neue Heimat zu finden. Ela Bauer fragt in ihrem Beitrag über Nahum Sokolow danach, welche Bedeutung die Assimilation für die jüdische Emanzipation in den polnischen Gebieten an der Wende vom 19. zum 20. Jh. hatte, und zieht dafür sowohl hebräisch- als auch jiddischsprachige Quellen heran. Mit „Theodor Herzl: From Assimilation to Urjüde“ [sic] befasst sich Artur Kamczycki in einem anthropologischen Versuch über die Ästhetik des frühen Zionismus – einem Thema, mit dem er 2009 promoviert wurde. Er geht aus von einer Fotografie in den Beständen des Warschauer Jüdischen Historischen Museums, die mit anderen Aufnahmen verglichen wird. Am Ende kann Kamczycki feststellen, dass die bildliche Darstellung Herzls sich innerhalb weniger Jahre wandelte und orientali(sti)sche Merkmale aufnahm. In diesem neuen visuellen Typus habe sich der Wunsch der Zionisten nach der Wiederbelebung eines

einheitlichen jüdischen, im Orient verwurzelten Volkes niedergeschlagen (S. 138 f.). Die Falschschreibung deutscher Namen und Begriffe durchzieht diesen Aufsatz vom Titel bis zur abschließenden Literaturliste. Dies erstaunt, denn der Vf. geht wiederholt auf die Lage der deutschen Juden um die vorletzte Jahrhundertwende ein. Dabei erklärt er beispielsweise jüdischer „Mischling“ als „Jews marrying non-Jews“ (S. 136) statt als Abkömmling von jüdischen und nichtjüdischen Vorfahren.

Magdalena Maciudzińska-Kamczycka betrachtet Martin Bubers Rolle bei der von ihm selbst proklamierten „Jüdischen Renaissance“, seinem Vorstoß zu einer neuen jüdischen Kunst und Kultur bei den deutschsprechenden Juden, der ihnen zu einer neuen Identität verhelfen sollte. Einen literaturwissenschaftlichen Beitrag steuert Kornacka-Sarelo bei, indem sie das Werk des polnisch schreibenden Schriftstellers Julian Strykowski (Pesach Jakob Stark) im Hinblick auf das Thema des Bandes analysiert. Joanna Lisek bietet sodann einen Essay über „Love in Yiddish Literature by Women“, während Zuzanna Kołodziej ska Wilhelm Feldmans Romane betrachtet, in denen sich der komplexe Prozess jüdischer sozialer „Integration“ widerspiegelt.

Die Hrsg. kommen zu dem Schluss, die Wege der Assimilation bei den Ostjuden „were not straight ones, but were rather like a roller coaster, and rough“ (S. xxii). Der in der Einführung wiederholt als „Monografie“ bezeichnete Sammelband bietet aber selbstverständlich keine erschöpfende Abhandlung des hier im Mittelpunkt stehenden speziellen Problems. Befremdlich erscheint auch die wenig reflektierte programmatische Erklärung der Hrsg. zu Beginn, sie wünschten mit ihrer „Monografie“ einen kleinen Beitrag zu dem „process of revealing the truth concerning the life of east European Jews“ (S. xi) zu liefern. Das reelle Leben der Juden in den polnischen Landen gerade angesichts beachtlicher Quellenverluste nachzuzeichnen, gehört zu den anspruchsvolleren Forschungsaufgaben, die möglicherweise noch erhebliches Potenzial in sich bergen. Da ist es gut, dass sich – anders als zu Zeiten der Volksrepublik – nun eine jüngere Generation der Thematik annimmt und in diesen Bestrebungen institutionell und finanziell gefördert wird.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Martin J. Wein: History of the Jews in the Bohemian Lands. Brill. Leiden – Boston 2016. XII, 339 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-90-04-30126-9. (€ 129,-)

Die Geschichte der böhmischen Länder in der ersten Hälfte des 20. Jh., auf die Martin J. Wein in der vorliegenden Studie fokussiert, war geprägt von politischer Fremdbestimmung durch die Großmächte Österreich-Ungarn, Frankreich, Deutschland und Sowjetunion. Daher verwundert es nicht, dass die eigene Geschichte im post-sowjetischen historischen Diskurs quasi als Gegenbewegung zur bisherigen Fremdherrschaft als teleologisches Streben nach einem tschechischen resp. slowakischen Nationalstaat interpretiert worden ist. Dabei wurde in den neu erschienenen Standardwerken jedoch die Geschichte von religiösen und sprachlichen Minoritäten ignoriert und die Einbettung in den europäischen und globalen Kontext vernachlässigt. Der Vf. setzt sich zum Ziel, die Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern in der ersten Hälfte des 20. Jh. in die allgemeine Geschichte zu integrieren.

Als theoretischer Rahmen dienen ihm die drei Prager Begründer der Nationalisierungstheorie: Hans Kohn, Karl Wolfgang Deutsch und Ernest Gellner. Alle drei Wissenschaftler hatten einen jüdischen oder jüdisch-christlichen Hintergrund, waren Empiristen und fokussierten auf ihre eigenen kollektiven wie auch individuellen Identitäten und Erfahrungen (S. 3). Die Geschichte des tschechischen Nationalismus und dessen Verhältnis zu Minoritäten, insbesondere zur jüdischen, floss dadurch mit in die Theoriegenese ein. Dieser theoretische Zugang aus der eigenen Geschichte, den die drei genannten Theoretiker mit Bezug aufeinander entwickelten, scheint für die vorliegende Studie gewinnbringend.

Nach einer detaillierten Darstellung des theoretischen Zugangs ist das Buch chronologisch gegliedert, wobei jedes Kapitel eine historische Periode oder ein politische Regime

zum Thema hat. Zwar liegt der Fokus der Studie auf der Geschichte der Juden Böhmens, aber dennoch lässt der Autor den Prozess der Nationenbildung als roten Faden mitlaufen. W. gelingt es, die komplexen Prozesse des tschechischen Nationalisierungsprozesses im Kontext der europäischen Geschichte detailgenau zu beschreiben und dabei die Interaktionen zwischen Tschechen und Juden, der deutschsprachigen Minderheit, den Slowaken sowie weiteren Minderheiten in den Mittelpunkt zu rücken.

In der großen Krise des *Fin-de-siècle* kam es in den böhmischen Ländern zu heftigen Ausschreitungen und zu Ritualmordprozessen. Diese ethnischen Säuberungen, wie der Vf. sie nennt, hatten u. a. den Zweck, Minderheiten aus dem Prozess der Nationenbildung auszuschließen. In der Tat unterschied sich Böhmen in Bezug auf die Judenpolitik, wie W. in seiner Studie deutlich zu zeigen mag, nicht groß vom übrigen Europa. Im Ersten Weltkrieg wurde der Konflikt zwischen der jüdischen Bevölkerung und der tschechischen Nation durch unterschiedliche Sympathien für die Großmächte weiter angeheizt. Die Spaltung zwischen den Minderheiten wurde in der Vorkriegszeit vor allem auch durch die Presse und die von den politischen Parteien propagierte Desintegrationslösung „Jeder zu den Seinen“ angetrieben. Auch nach Ende des Krieges und der Unabhängigkeit der Tschechoslowakei spielte der Antisemitismus eine zentrale Rolle im nationalen Findungsprozess. Die Zwischenkriegszeit war gekennzeichnet von Judenfeindschaft und gelegentlichen Ausschreitungen gegen die jüdische, aber auch gegen andere Minderheiten. Zwar kam es in der liberalen Demokratie ganz vereinzelt zu politischer Partizipation von jüdischen Akteuren, diese blieb jedoch marginal. Die Instabilität der liberal-demokratischen Regierung und die einsetzende wirtschaftliche Depression führten schließlich zum Kollaps des geografisch und demografisch kaum zu regierenden Staates. Der Zerfall öffnete den Weg für die Besetzung durch das nationalsozialistische Deutschland. Die jüdische Bevölkerung fiel dem Holocaust zum Opfer. Nach dem Krieg wurden die wenigen Überlebenden von der Exilregierung, die einen rein slawischen Staat einzurichten versuchte, in die Emigration gedrängt. Im Zuge des Nationalisierungsprogrammes und der Vertreibung von Minderheiten in der sowjetisch protegierten Nachkriegstschechoslowakei gelangten die tschechischen Kommunisten an die Macht und errichteten einen zentralistischen Staat mit einem sowjettreuen Regime. Juden waren in der tschechischen Kommunistischen Partei seit den 1920er Jahren stark präsent gewesen, dies endete jedoch 1952 mit dem Schauspielprozess gegen hochrangige Funktionäre.

Während sich die Tschechoslowakei im Umgang mit der jüdischen Minderheit nicht maßgeblich vom Rest Europas abhob, erkennt der Vf. doch einige Spezifika: So kam es z. B. in Prag zu engen Allianzen zwischen den deutschsprachigen Liberalen christlicher Denomination und der ebenfalls deutschsprachigen jüdischen Minderheit. Nach der Jahrhundertwende brach diese Allianz auf, und die deutsch-liberalen Juden schlossen sich dem Zionismus an. Die chronologische Darstellung wird nur einmal unterbrochen, indem W. in zwei Kapiteln die jüdischen religiösen Strömungen und deren Entwicklung sowie die politischen Aktivitäten des tschechischen Judentums in den Jahren 1920-1938 genauer beleuchtet. Zudem streut er zehn biografische Skizzen ein, um das ansonsten sehr politik-historische Narrativ besser fassbar zu machen.

Dem Autor gelingt es in dieser sehr dichten Studie, die Entwicklungen der tschechischen Nationswerdung und die Implikationen für die jüdische Minderheit im Detail aufzuarbeiten. Er zeigt dabei, wie der Nationalisierungsdiskurs bzw. die Nationalisierungsdiskurse, im Kontext der europäischen Geschichte den Umgang mit Minderheiten beeinflussten. Für die Erforschung der jüdischen Geschichte erweist es sich als besonders gewinnbringend, dass W. den Handlungsspielraum und innerjüdische politische Entwicklungen als Teil dieser Prozesse zur Sprache bringt. Auch wenn sich die Studie ihrer Dichte wegen teilweise etwas schwer lesen lässt, ist dem Vf. eine Arbeit gelungen, die über die jüdische Geschichte hinaus als Standardwerk gelten muss.

Marta Polsakiewicz: Warschau im Ersten Weltkrieg. Deutsche Besatzungspolitik zwischen kultureller Autonomie und wirtschaftlicher Ausbeutung. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 35.) Verlag Herder-Institut. Marburg 2014. IX, 249 S. ISBN 978-3-87969-402-0. (€ 47,-)

Besatzung ist nie eine angenehme Erfahrung. *Per definitionem* weckt diese vorläufige Situation einen Zustand der Spannung und Ungewissheit zwischen den Besatzern und den Besetzten. Das war auch in Warschau während der deutschen Okkupation in den Jahren 1915-1918 der Fall. Am Vorabend des Weltkriegs war Warschau mit zirka 800 000 Einwohnern die größte polnische Stadt (und die drittgrößte im Russischen Reich). Auch wenn Warschau einen multikulturellen und multiethnischen Charakter trug – die Juden machten hier fast 40 Prozent der Bevölkerung aus –, fungierte diese Stadt doch als eines der wichtigsten Zentren des politischen und kulturellen Lebens der Polen.

Die hier zu besprechende Monografie ist die überarbeitete und ergänzte Version einer Dissertation, die an der Universität Viadrina angenommen wurde. Die Quellenbasis stellen offizielle Dokumente, Verordnungen, dienstliche Schriftwechsel, Sitzungsprotokolle, verschiedene persönliche Nachlässe (als wichtigster der von Hans von Beseler) dar, ergänzt durch Erinnerungen, Denkschriften und zeitgenössische Publizistik. Von zentraler Bedeutung sind dabei die Viertel- und Halbjahresberichte des Chefs der Zivilverwaltung beim Generalgouvernement Warschau, die für den Kaiser bestimmt waren. Das Material ist chronologisch in fünf Kapitel gegliedert. Die Erörterung beginnt mit einem Überblick über die Stadtgeschichte in den letzten Jahren russischer Herrschaft vor 1914 und endet mit dem Kapitel über die letzten Monate der deutschen Besatzung.

Warschau erfreute sich einer privilegierten Position innerhalb der deutsch besetzten polnischen Gebiete. Mitglieder der polnischen Elite wurden hier in größerem Maße als in anderen Städten in die städtische Verwaltung einbezogen, und die Bevölkerung wurde besser (obwohl längst nicht ausreichend) mit Lebensmitteln versorgt. Verschiedene administrative Maßnahmen und Investitionen in die städtische Infrastruktur (u. a. der Wiederaufbau von Brücken, die Ausbesserung der Straßenbeläge, die Verbesserung des Gesundheitswesens, des öffentlichen Verkehrs oder des Postwesens, die Pflichtanmeldung von Fahrzeugen) sollten in erster Linie einer möglichst reibungslosen Verwaltung dienen und nicht unbedingt dem Wohlergehen der Bevölkerung. Letzteres war nur ein Nebeneffekt, den die Behörden propagandistisch zu nutzen wussten.

Vor allem versuchten die Besatzungsbehörden, alle Ressourcen, die für die Kriegsführung relevant waren, im Hinterland der Ostfront zu erhalten. Die kulturellen Zugeständnisse (die Polonisierung des Bildungs- und Gerichtswesens oder die Erlaubnis, Nationalfeiertage wie die Jahrestage des 3. Mai 1791, der Konstitution oder des November- und Januaraufstands feierlich zu begehen) sollten beschwichtigend auf die Stimmung der polnischen Eliten wirken und ihre positive Einstellung zu den Zentralmächten stärken. Dieser Aspekt ist in der Historiografie schon vor sehr langer Zeit herausgearbeitet worden.

Marta Polsakiewicz konzentriert sich in ihrem Buch – meines Erachtens – zu sehr auf die polnischen politischen Gruppierungen während des Krieges sowie auf die zunehmende und bis zum Kriegsende nicht gelöste Rivalität zwischen dem kaiserlichen Deutschland und Österreich-Ungarn um den Einfluss in den polnischen Territorien. Demgegenüber kommen bei ihr wichtige Veränderungen des großstädtischen Lebens viel zu kurz. Besonders in der zweiten Hälfte des Buches tritt Warschau zu Gunsten der Geschichte der politischen Umwandlungen in den Hintergrund der Betrachtung. Schade ist auch, dass die Autorin nicht die Weiterentwicklung Warschaus in den ersten Jahren der unabhängigen Zweiten Republik berücksichtigt hat. Das hätte einen Vergleich mit der Periode vor 1914 erlaubt und den eventuell dauerhaften Einfluss der deutschen Besatzung auf die Stadtentwicklung glaubhaft machen können, zumal P. selbst schreibt, dass der Ausbau von Warschaus Infrastruktur während der deutschen Besatzung erst nach dem Krieg zur vollen Geltung gekommen sei (S. 111). Wenn dem so wäre, hätte diese These im Buch genauer geprüft werden müssen. Auch stimme ich nicht der Auffassung zu, dass das Stadtgebiet insbesondere

deswegen westwärts erweitert wurde, um die dort befindlichen russischen Festungsanlagen stillzulegen (S. 110). Warschau spielte als Festungsstadt schon vor 1914 keine Rolle mehr, weil die von der russischen Verwaltung Ende des 19. Jh. ausgebauten Befestigungen sich wegen der schnellen Entwicklung der Artillerie als veraltet erwiesen hatten. 1911 wurden darum viele dieser Befestigungsanlagen einfach gesprengt. Diesbezügliche Maßnahmen sollten darum eher als ein Element der symbolischen „Entrussifizierung“ Warschaus angesehen werden.

Ansonsten wäre noch Folgendes anzumerken: Jan Kuchrzewski trat vom Posten des polnischen Ministerpräsidenten nicht im November 1917 (S. 187), sondern am 28. Februar 1918 als Geste des Widerstandes gegen den Frieden von Brest-Litowsk zurück. Die Vf. idealisiert auch die Gestalt von Bohdan Hutten-Czapski (S. 220), der von der polnischen öffentlichen Meinung schon vor dem Krieg allgemein als ein germanisierter Renegat angesehen wurde und deswegen gesellschaftlich isoliert war. Sein Einfluss auf die Besatzungsbehörden war daher auch nicht so groß, wie es P. behauptet. Im Literaturverzeichnis fehlen mir die Monografie von Damian Szymczak¹, eine Biografie Bogdan Hutten-Czapskis² sowie einige Erinnerungen, besonders diejenigen des Warschauer Erzbischofs und Mitglieds des Regenschaftsrates Alexander Kakowski³ und des Verlegers und Buchhändlers Jan Gebethner.⁴

Abschließend möchte ich hervorheben, dass ich durch die Lektüre des Buches mehr über die Funktionsweisen der Metropole unter den Bedingungen des verlängerten, totalen Krieges und der zunehmenden Knappheit verschiedener lebensnotwendiger Artikel zu erfahren gehofft hatte. Danach spüre ich nach wie vor ein Verlangen.

Warszawa

Piotr Szlanta

¹ DAMIAN SZYMCZAK: Między Habsburgami a Hohenzollernami. Rywalizacja niemiecko-austro-węgierska w okresie I wojny światowej a odbudowa państwa polskiego [Zwischen den Habsburgern und Hohenzollern. Die deutsch-österreichisch-ungarische Rivalität während des Ersten Weltkriegs und die Errichtung des polnischen Staates], Kraków 2009.

² KATARZYNA GRYSIŃSKA-JARMUŁA: Hrabia Bogdan Hutten-Czapski (1851-1937). Żołnierz, polityk i dyplomata [Graf Bogdan Hutten-Czapski (1851-1937). Soldat, Politiker und Diplomat], Toruń 2011.

³ ALEKSANDER KAKOWSKI: Z niewoli do niepodległości. Pamiętniki [Aus der Knechtschaft in die Unabhängigkeit. Erinnerungen], Kraków 2000.

⁴ JAN GEBETHNER: Młodość wydawcy [Die Jugend eines Verlegers], Warszawa 1977.

Maria Gotzen-Dold: Mojżesz Schorr und Majer Bałaban. Polnisch-jüdische Historiker der Zwischenkriegszeit. (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 20.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen u. a. 2014. 333 S., graph Darst. ISBN 978-3-525-36998-2. (€ 64,99.)

Beschäftigt man sich mit der Geschichte der Juden in Polen, stößt man früher oder später auf die Schriften von Majer Bałaban (1877-1942) und Mojżesz Schorr (1871-1941), die heute umso wertvoller erscheinen, als viele der von ihnen ausgewerteten Quellen in Folge von Zweitem Weltkrieg und Holocaust als verloren angesehen werden müssen. Gleichwohl fehlte bisher eine umfassende und vergleichende Auseinandersetzung mit Biografie und Werk dieser beiden sehr produktiven polnisch-jüdischen Historiker und Pädagogen. Maria Gotzen-Dold kommt das Verdienst zu, diese Forschungslücke mit Bravour geschlossen zu haben. Das Buch, das aus einer 2007 an der Universität Tübingen eingereichten Promotion hervorgegangen ist, beschäftigt sich im Wesentlichen mit der Frage: „Welchen Beitrag leisteten Bałaban und Schorr im Lauf ihres Historikerdaseins zur Formulierung, Stärkung oder Veränderung eines jüdischen Nationalbewusstseins und welchen zur gegenseitigen Wahrnehmung von Polen und Juden?“ (S. 13).

G.-D. grenzt sich von den bereits erschienenen biografischen Porträts ihrer beiden Protagonisten zu einem dadurch ab, dass sie ausdrücklich über den „binnenjüdischen Kontext“ (S. 21) hinausgeht und das polnisch-jüdische Verhältnis am Beispiel der beiden Historiker zu beleuchten versucht, und zum anderen dadurch, dass sie für ihre Interpretation auch deren Wirken als Pädagogen im Staatsdienst sowie deren Lebenskontexte in den Blick nimmt. Dabei ist sich die Autorin durchaus bewusst, dass einige Stationen des Lebenswegs der beiden „ganz im Dunkeln liegen, weil die Quellen dafür verloren gegangen sind“ (S. 25). Die schwierige Quellenlage und fehlende Nachlässe haben G.-D. jedoch nicht davon abgehalten, alle noch vorhandenen Quellen in Archiven und Bibliotheken in der Ukraine und Polen sowie zahlreiche Periodika auszuwerten, nicht zuletzt auch, um ein recht umfassendes Werkverzeichnis beider Historiker erstellen zu können.

Das Buch gliedert sich in die vier Hauptkapitel „Herkunft, Jugend, Bildungswege“, „Staatsdienst“, „Schorr und Bałaban als Historiker“ sowie „Am Ende ihrer Zeit“. Der Anhang enthält neben dem Werkverzeichnis auch die Genealogien beider Familien, soweit sie noch rekonstruierbar waren. Abgerundet wird das Buch durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister.

Das Werk ist gut lesbar geschrieben und sinnvoll gegliedert. G.-D. zeichnet ein Bild des Lebens und Wirkens der beiden Historiker in einer Zeit, die durch die starke nationalistische Inanspruchnahme der relativ jungen Geschichtswissenschaft geprägt wurde, auch wenn auf Grund der Quellenlage etwa das Verhältnis der beiden Protagonisten zueinander unterbelichtet bleiben muss. Die Vf. formuliert ihre Schlussfolgerungen daher auch häufig in der Möglichkeitsform, etwa, wenn sie darüber reflektiert, was beide über die Situation der Juden in Polen vor Beginn des Zweiten Weltkrieges „möglicherweise selbst dachten“ (S. 271), und zitiert dazu die Haltung eines engen Freundes von Bałaban: „Wir glaubten, nach der Wiedergeburt Polens werde für die polnische Judenheit eine neue Ära anbrechen. Wir teilten den Optimismus Piłsudskis, und deshalb treffen uns die Hiebe, die nun in Polen auf uns niederprasseln, so stark – und tun so sehr weh“ (ebenda).

Etwas im Widerspruch dazu steht – gerade weil persönliche Aussagen von Bałaban und Schorr rar sind – die häufige Verwendung des Begriffes „Selbstverständnis“. Dieser erscheint dem Rezensenten generell fragwürdig, da es sich ja strenggenommen immer um ein „Fremdverständnis“ durch den Biografen oder die Biografin handelt. Eine Feststellung wie: „Schorr und Bałaban waren ihrem Selbstverständnis nach tatsächlich beides: Historiker der polnischen Juden *und* Historiker der nichtjüdischen Polen“ (S. 270, Hervorhebung im Original) wirkt deshalb doch etwas zu apodiktisch.

Das Buch ist insgesamt gut lektoriert und die Schreibweise der zahlreichen fremdsprachigen Buchtitel und Namen ist korrekt. Es ist daher völlig unverständlich und ärgerlich, dass der polnische Buchstabe „ę“ durchgängig als „e“ dargestellt wird. Zu kritisieren ist weiterhin, dass im Werkverzeichnis von Bałaban leider dessen zahlreiche Beiträge über jüdische Persönlichkeiten zu den 1935-1939 erschienenen ersten Bänden des *Polski Słownik Biograficzny* (Polnisches Biografisches Wörterbuch) fehlen, dem bis heute bedeutendsten biografischen Nachschlagewerk in Polen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass G.-D. ihrem oben geschilderten Anspruch durchaus gerecht wird und mit dem Buch einen wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis des polnisch-jüdischen Verhältnisses vor 1939 und seiner Darstellung und Interpretation im Werk der beiden so tragisch ums Leben gekommenen jüdisch-polnischen Historiker – Bałaban starb im Warschauer Ghetto, Schorr in einem NKWD-Lager in Usbekistan – leistet.

Berlin – Siegen

Matthias Barelkowski

Anna Novikov: Shades of a Nation. The Dynamics of Belonging among the Silesian and Jewish Populations in Eastern Upper Silesia (1922-1934). (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 34.) fibre. Osnabrück 2015. 232 S. ISBN 978-3-944870-39-7. (€ 39,80.)

Mit ihrer Dissertation über die Frage der Selbstverortung der schlesisch-regionalistischen und deutsch-jüdischen Bevölkerung im 1922 polnisch gewordenen Teil Oberschlesiens schließt Anna Novikov eine Lücke in der Erforschung der Zwischenkriegszeit. Zeitlich umfasst die leserfreundlich knappe Studie zwölf Jahre bis zum deutsch-polnischen Nichtangriffspakt von 1934.

Gegenstand ihrer Untersuchung sind zwei national nicht eindeutig zuzuordnende Gruppen. Einerseits handelt es sich um eine sich selbst „Schlesier“ nennende Gruppe; diesen Begriff verwendet auch die Vf. Gemeint sind diejenigen Oberschlesier, die über die reine Ansässigkeit in (Ober-)Schlesien hinaus eine besonders starke regionale Affiliation aufwiesen und sich nicht eindeutig mit der deutschen oder polnischen Nationalität identifizieren konnten und wollten. Andererseits werden zwei in Kattowitz ansässige deutsch-jüdische Logen untersucht. Die Arbeit ist nebst Einleitung und Schluss in zwei Großkapitel gegliedert, die sich den beiden zu untersuchenden Gruppen widmen. Diese Großkapitel sind keine Gesamtdarstellungen, sondern Fallstudien anhand von Einzelproblemen.

Für die Schlesier nimmt N. das Schulwesen der Autonomen Woiwodschaft Schlesien innerhalb der Republik Polen näher in den Blick. Anhand der Themenfelder „Gesetzgebung“, „Unterrichtsmaterialien“, „Schule und Kino“ sowie „Religion“ werden Tendenzen und Nationalisierungsprozesse gegenüber den Schlesiern innerhalb des polnischsprachigen Schulwesens sowie des deutschsprachigen Minderheitenschulwesens ins Visier genommen. Allerdings gerät dieses erste Großkapitel immer wieder zu einer Gesamtdarstellung des Schulwesens in der Autonomen Woiwodschaft, in das hie und da Aspekte der national indifferenten schlesischen Bevölkerung eingeflochten werden. Manch ein Punkt ist daher auch schon in anderen Darstellungen behandelt worden, so in Ingo Esers einschlägigem Werk¹, das man in der Bibliografie der Vf. vergebens sucht.

Das Kapitel ist dort am stärksten, wo sich N. auf die eigentliche Fragestellung konzentriert, so auf das auf den ersten Blick unlogisch erscheinende Bemühen schlesischer Eltern um guten Polnisch-Unterricht im deutschen Minderheitenschulwesen. Diesen Einsatz erklärt die Vf. überzeugend mit dem Wunsch der Eltern nach größeren beruflichen Möglichkeiten. Umgekehrt sollte die Regierungspolitik, den Polnisch-Unterricht an Schulen der deutschen Minderheit zu einzuschränken, schlesische Eltern dazu motivieren, ihre Kinder an polnischsprachige Schulen zu schicken.

Für die jüdische Gruppe konzentriert sich die Vf. im zweiten Großkapitel auf die Kattowitzer Logen „Concordia“ und „Michael Sachs“ der Organisation B'nai B'rith (Söhne des Bundes). Die Kattowitzer Juden waren bis 1922 nahezu vollständig in die deutsche Mehrheitsgesellschaft der Stadt integrierte Deutsche jüdischen Glaubens. Nachdem 1921 die künftige Zugehörigkeit Kattowitz' zu Polen bekannt gegeben worden war, zogen zwei Drittel der dortigen Juden weg. Die verbliebenen deutschsprachigen Juden weigerten sich, ihre Logen als dem polnischen B'nai-B'rith-Zweig zugehörig zu erklären. N. arbeitet präzise und überzeugend heraus, aus welchen Motiven im regionalen und internationalen Kontext sich die Leitungen der Logen 1927 entschlossen, diesen Schritt zu revidieren und der polnischen Organisation doch beizutreten. 1933 wechselten beide Logen zu Polnisch als ihrer Hauptverkehrssprache, nachdem aufgrund der Machtübernahme der Nationalsozialisten die polnische Staatsangehörigkeit erstmals Vorzüge gegenüber der deutschen aufwies.

¹ INGO ESER: „Volk, Staat, Gott!“. Die deutsche Minderheit in Polen und ihr Schulwesen 1918-1939, Wiesbaden 2010.

Einige Fragen bleiben unbeantwortet: Wer Informationen zur Größenordnung beider Gruppen erwartet, um ihre Relevanz und Reichweite zu bewerten, wird kaum fündig. Vielleicht wäre es auch sinnvoll gewesen, auf deren Abstimmungsverhalten beim Plebiszit 1921 einzugehen. Dieses Verhalten hätte wichtige Anhaltspunkte bezüglich der Erwartungshaltung gegenüber dem polnischen Staat geliefert. Obwohl beide Großkapitel chronologisch gegliedert sind, kommt es mehrfach zu Sprüngen oder Wiederholungen. So wird die Politik des schlesischen Woiwoden Michał Grażyński aus dem Sanacja-Lager diskutiert (S. 95 f.), um erst danach auf Grażyńskis Vorgänger Mieczysław Bilski und die Gründe für dessen Ablösung einzugehen (S. 107 f.). Hinzu kommen Sachfehler: Das Memelgebiet war kein Plebiszitgebiet (S. 30). Das an Polen fallende Gebiet Oberschlesiens umfasste weder sieben Stadt- noch 19 Landkreise (S. 35), dies war vielmehr 1921 die Anzahl aller Kreise Oberschlesiens. Józef Piłsudski trat nicht vom Amt des Präsidenten zurück, sondern nahm die Wahl am 31. Mai 1926 schlicht nicht an (S. 107).

Insgesamt weitet vor allem das Großkapitel zu den Kattowitzer Logen den Blick für die Wechselwirkungen der internationalen Politik mit lokalen Akteuren, was allein schon die Lektüre des Buches zu einem Gewinn macht.

Mainz

Benjamin Conrad

Viktor Nerlich: „A Baltico ad Euxinum“. Reinhart Maurach und die Frühzeit der deutschen Ostrechtsforschung. (Abhandlungen zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung, Bd. 96.) E. Schmidt, Berlin 2015. XVIII, 552 S. ISBN 978-3-503-15578-1. (€ 89,-.)

Das besprochene Werk, das ursprünglich als Dissertation von der Humboldt-Universität zu Berlin angenommen wurde, enthält eine Biografie des deutschen Juristen Reinhart Maurach (1902-1976), die vor dem Hintergrund der Ostrechtsforschung und deren Hauptinstitute in Deutschland dargestellt wird. Der kombinierte strukturhistorisch-biografische Zugang wird in der Einleitung ausführlich begründet. Das Buch beruht auf sorgfältigen Recherchen: Abgesehen von der zahlreichen Fachliteratur (S. 442-464) hat Viktor Nerlich Urkunden aus 17 Archiven in Deutschland, Polen und Tschechien ausgewertet.

Der Haupttext des Buchs besteht aus zwei Teilen. Der erste schildert in fünf Kapiteln die Entwicklung der deutschen Ostrechtsforschung und ihrer wichtigsten Forschungseinrichtungen. Etliche bedeutende deutsche Werke zum Ostrecht erschienen bereits in der ersten Hälfte des 19. Jh., institutionell aber entstand diese Disziplin erst nach dem Ersten Weltkrieg. Ihre Entwicklung wird durch N. im Wesentlichen bis 1945 nachverfolgt; er stellt sie insbesondere anhand von Material des Breslauer Osteuropa-Instituts und der dortigen Universität dar. Ursprünglich ersonnen als eine Forschungsrichtung für öffentliche und private Anfragen, wurde die Ostrechtsforschung letztendlich zu einem Element der Legitimierung deutscher Herrschaft in den besetzten und einverleibten Gebieten Osteuropas.

Der zweite Teil ist dem Lebenslauf Maurachs gewidmet. In acht Kapiteln schildert der Vf. den Werdegang eines Rechtswissenschaftlers, der als russischer Staatsbürger deutschbaltischer Herkunft nach den verhängnisvollen Ereignissen des russischen Bürgerkriegs nach Deutschland geraten war. Es werden dessen Ausbildung, richterliche und wissenschaftliche Karriere (in erster Linie im Rahmen des Breslauer Osteuropa-Instituts) sowie sein soziales Engagement dargestellt. Maurach und seine Kollegen haben viel für die Erforschung des Rechts der osteuropäischen Staaten und der UdSSR getan; diese Tätigkeit war für die Entwicklung der deutschen Unternehmerschaft im Osten sowie auch für etliche Staats- und (nach 1933) Parteibehörden sehr nutzbringend. Nichtsdestoweniger spürte Maurach Misstrauen seitens der Behörden, 1937-1939 wurde er sogar wegen angeblicher „probolschewistischer“ und „judenfreundlicher“ Tendenzen denunziert. Er wurde jedoch rehabilitiert und zuletzt zum Dozenten in Breslau und dann zum Professor in Königsberg ernannt. Der Vf. schildert Maurachs Forschungs- und Lehrtätigkeit in den Kriegs- und

Nachkriegsjahren und charakterisiert ausführlich dessen wissenschaftliche und publizistische Werke zum sowjetischen (meistens öffentlichen) Recht und zur Geschichte der russischen Judenpolitik. Der ursprüngliche sachlich-referierende Ton seiner ostrechtlichen Arbeiten änderte sich wesentlich nach seiner Rehabilitierung 1939 und wurde immer mehr durch die Ideologie der NS-Zeit geprägt. In der Nachkriegszeit berücksichtigte Maurach zwar auch das Recht der UdSSR (und DDR), was auch aus der Liste seiner Veröffentlichungen (S. 531-534) hervorgeht; in erster Linie konzentrierte er sich jedoch auf Probleme des deutschen Strafrechts. Dieser Teil seines wissenschaftlichen Erbes bedarf noch weiterer Analyse.

Eine wesentliche Ergänzung der rezensierten Arbeit bilden die Anhänge. Dies gilt vor allem für die detaillierten tabellarischen Statistiken zum Inhalt der ostrechtlichen Zeitschriften von 1925 bis 1944 (S. 468-512). Zudem finden sich hier ausführliche Angaben über die ostrechtlichen Lehrveranstaltungen in Breslau 1918-1945 und über Maurachs Lehrtätigkeit in Breslau und Königsberg sowie eine statistische Analyse seiner 1925-1976 erschienenen insgesamt 263 Publikationen, sortiert nach Fächern. Das Buch schließt mit einem Personenregister.

Trotz seiner Ausführlichkeit ist das Buch gewissermaßen lückenhaft. Ungeachtet der Tatsache, dass der Autor viele Archivalien ausgewertet hat, bleiben wichtige einschlägige Materialien leider unberührt. Vor allem ist darauf hinzuweisen, dass ein Teil des Archivs des Osteuropa-Instituts 1944 durch die Rote Armee aus dem Schloss Gröditzberg als Kriegsbeute nach Moskau ausgelagert wurde. Heutzutage befinden sich diese Urkunden unter der Signatur 1510 k im Russischen Staatlichen Militärarchiv. Dieser Bestand enthält 450 Aufbewahrungseinheiten aus den Jahren 1942/43. Ebenso unerschlossen blieben auch solche Materialien, in denen sich die Beziehungen zwischen Osteuropa-Institut und sowjetischen kulturellen Einrichtungen widerspiegeln. Im Staatsarchiv der Russischen Föderation (Moskau) befindet sich u. a. der Bestand Д 5283. Er betrifft die sowjetische „Gesellschaft für kulturelle Verbindung mit dem Auslande“ (VOKS), die der Vf. nur kurz erwähnt (S. 46). Das Findbuch 6 des Bestandes belegt, dass darin auch etliche mit den Aktivitäten des Instituts verbundene Akten (u. a. Nr. 35, 93, 514) erhalten sind.

Das Buch weist auch eine Reihe weiterer Mängel auf. Als eklatante Fehldeutung ist N.s Behauptung zu werten, der Ausdruck „a Baltico ad Euxinum“ bedeute „von der Ostsee bis zur Ägäis“ (S. 37). Vielmehr bezieht sich der griechische Ausdruck „Pontos Euxeinos“ („gastfreundliche See“) nicht auf das Ägäische, sondern auf das Schwarze Meer, was im Kontext des Lebenslaufs Maurachs, der seine Kindheit auf der Krim verbrachte, eigentlich naheliegend ist. Auch wird die positive Wirkung des Osteuropa-Instituts und ähnlicher Einrichtungen nicht näher in den Blick genommen: Inwieweit hat deren Tätigkeit z. B. die Investition deutschen Kapitals in Osteuropa beeinflusst? Praktisch unberücksichtigt blieb auch im Kontext der Ostrechtsforschung der Umstand, dass im sowjetischen Rechtssystem fast bis zum Ende des Regimes Geheimregeln vorherrschten – von den ca. 300 000 erlassenen Normrechtsakten galten etwa 70 Prozent als geheim oder nur für den Dienstgebrauch bestimmt.¹

Zusammenfassend kann man jedoch das rezensierte Buch als verdienstvoll bewerten. Dafür sprechen die Auswertung zahlreicher unedierter Quellen, N.s ausgewogene Einstellung dem gesammelten Material gegenüber, die Anwendung der szientometrischen Methoden sowie das Bestreben des Vf., die Biografie Maurachs und die Entwicklung seiner Disziplin in einem weiten rechtspolitischen Kontext der Epoche darzustellen und die Am-

¹ ALEKSANDR JUR'JEVIČ CHARITONOV: Istoriko-pravovye aspekty rassekrečivnija archivnyh dokumentov, sozdannyh v sovetskij period [Rechtsgeschichtliche Aspekte der Geheimnisaufhebung von Archivurkunden, die in der Sowjetperiode erstellt wurden], in: Juridičeskaja mysl' (2011), 4, S. 57-63, hier S. 57.

bivalenz seiner Figur zu demonstrieren. Inhaltlich und methodologisch gesehen, kann das Werk auch als Vorbild für künftige Biografien von Wissenschaftlern im Kontext ihrer Wissensgebiete dienen.

Sankt-Peterburg

Alexander Rogatschewski

Eike Eckert: Zwischen Ostforschung und Osteuropahistorie. Zur Biographie des Historikers Gotthold Rhode (1916-1990). (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 27.) fibre. Osnabrück 2012. 330 S., Abb. ISBN 978-3-938400-78-4. (€35,-)

Eine kritische Auseinandersetzung der deutschen Geschichtswissenschaft mit der Tätigkeit deutscher Historiker während der Zeit des Nationalsozialismus erfolgte erst ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre. Insbesondere auf den Historikertagen in Leipzig (1994) und Frankfurt am Main (1998) diskutierten vor allem jüngere Wissenschaftler die Verstrickung von Ostforschern in das NS-Regime, die nach Kriegsende ihre Karriere in der Bundesrepublik erfolgreich fortsetzten. Angestoßen durch diese Debatte wurden bereits umfangreiche Forschungsarbeiten zu einigen bedeutenden Persönlichkeiten der bundesdeutschen Ostforschung publiziert.

Mit seiner 2011 an der Universität Kiel angenommenen Dissertation legt Eicke Eckert eine differenzierte und detailliert herausgearbeitete Biografie des Osteuropahistorikers Gotthold Rhode (1916-1990) vor. Er leistet somit einen weiteren Beitrag sowohl zur Geschichte der Ostforschung vor und nach 1945 als auch zum Komplex der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Da sich vorherige Untersuchungen meist auf Historiker konzentrierten, die sich während der Zeit des Nationalsozialismus bereits als Wissenschaftler etabliert hatten, fokussiert E. als einer der ersten mit Rhode einen Vertreter der Ost(mittel-europa)forschung, dessen Karriere erst in der Nachkriegszeit richtig begann. Methodisch nutzt der Vf. einen biografischen Ansatz und zeichnet Rhodes Leben und Wirken in vier Kapiteln chronologisch nach. Lediglich das dritte Kapitel – „Generation Rhode?“ – bricht mit der Chronologie und fragt nach möglichen Gemeinsamkeiten deutscher Ostforscher, deren wissenschaftliche Sozialisation im Nationalsozialismus stattgefunden hat. In Bezug auf die genutzten Quellen ist hervorzuheben, dass sich Eckert für seine Forschungen u. a. der Methode der *oral history* bedient und eine Vielzahl ehemaliger Weggefährten und Kollegen Rhodes befragte.

Beginnend mit einer knappen Darstellung von Rhodes Kindheit und Jugend in der Provinz Posen und ab 1918 als Angehöriger der deutschen Minderheit im neu entstandenen polnischen Staat zeigt E. das Spannungsverhältnis zwischen der polnischen katholischen Bevölkerungsmehrheit und der deutschen protestantischen Minorität. Als Sohn des Superintendenten Arthur Rhode wuchs Gotthold Rhode in einem Umfeld auf, das zur geistigen Elite innerhalb der deutschen Bevölkerungsgruppe zählte. Seine deutschnationale Erziehung trug dazu bei, dass er die deutsche Kultur gegenüber der polnischen für überlegen hielt und eine eher negative Haltung zu Polen entwickelte. Die Erfahrungen, als Teil dieser Minderheit in einer die Deutschen oft ablehnenden Mehrheitsgesellschaft zu leben, waren prägend für Rhodes weiteren Lebensweg.

Im umfangreichen zweiten Kapitel widmet sich E. Rhodes wissenschaftlicher Sozialisation 1934-1945 im Deutschen Reich. Während seines Studiums der Geschichte, Geografie und Zeitungswissenschaften in Jena, München, Königsberg und Breslau kam er mit der nationalsozialistischen Ideologie in Berührung, wurde jedoch zunächst kein begeisterter Anhänger. Sehr ausführlich behandelt der Vf. Rhodes Dissertation zum Thema „Brandenburg-Preußen als Schutzmacht von Minderheiten im polnischen Staat des 17. und 18. Jahrhunderts“, die er als Arbeit zwischen „Wissenschaft und Politik“ (S. 97) bezeichnet. E. stellt hier die Akzeptanz und Übernahme der nationalsozialistischen Denkweise bezüglich Polens heraus, indem er zeigt, dass Rhode das Vorwort seiner Dissertation für den Druck freiwillig abänderte, klar antipolnisch gestaltete und so der Politik in die Hände spielte.

Von 1939 bis zum Kriegsende war Rhode formal am Breslauer Osteuropa-Institut an- gestellt. Er musste seine dortigen Tätigkeiten jedoch mehrmals unterbrechen, da er zur Wehrmacht eingezogen wurde. E. weist in der Analyse einiger aus dieser Zeit erhalten ge- liebener politischer Auftragsarbeiten nach, dass Rhode aktiv an der Legitimierung des Überfalls auf Polen mitwirkte. Nachdem er die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten hatte, trat Rhode 1940 in die NSDAP und die SA ein, was laut E. nicht bloß aus Karrieregrün- den, sondern auch aus seiner politischen Überzeugung heraus geschah. Der Vf. zeigt sehr genau die Beweggründe für Rhodes Zustimmung zur nationalsozialistischen Polenpolitik ab September 1939. Diese seien weniger einer ideologischen Grundüberzeugung als viel- mehr seinen persönlichen Erfahrungen als Angehöriger der deutschen Minderheit, die auch von polnischen Ausschreitungen geprägt gewesen seien, geschuldet. Rhode sah den An- griff auf Polen daher als Befreiung für die dortige deutsche Bevölkerung an und blendete den Terror gegenüber Polen aus.

Auf einigen wenigen Seiten im dritten Kapitel fragt E. nach der Existenz einer, wie er es nennt, „Generation Rhode“ von Ostforschern, die ebenfalls zur Zeit des Nationalsozia- lismus studiert hatten. Er fragt danach, ob diese jungen Historiker aufgrund der ideolo- gisierten Forschung und Lehre bereitwilliger eine an „volkspolitischen“ (S. 154) Vorgaben orientierte Wissenschaft betrieben hätten als ihre in der Weimarer Republik sozialisierten älteren Kollegen. E. betont dabei, dass neben der weltanschaulichen Motivation auch per- sönliche Antriebe für die Karrieregestaltung wesentlich gewesen seien. Da für eine solche Untersuchung ausführlichere Arbeiten zu Ostforschern aus Rhodes Alterskohorte noch nicht vorliegen, bleibt dieser Fragekomplex letztlich vorerst unbeantwortet.

Das letzte Kapitel zeigt Rhodes Karriereverlauf in der Bundesrepublik und die durch seine Vertreibung aus Breslau zunächst entstandenen Schwierigkeiten bei der Wiederauf- nahme der wissenschaftlichen Tätigkeit. Nachdem er an der Universität Hamburg zur Ost- grenze Polens im Mittelalter habilitiert hatte, wurde er 1952 wissenschaftlicher Mitarbeiter am zwei Jahre zuvor gegründeten Marburger Herder-Institut und Dozent an der dortigen Universität. E. analysiert sehr anschaulich Rhodes Ambivalenz „zwischen ‚Vertriebenen- historiker‘ und Fachwissenschaftler“ (S. 275). Er kontrastiert seinen Beitrag an der außer- universitären Ostforschung und sein Engagement in Vertriebenenverbänden mit der Stel- lung als Professor an der Universität Mainz, an der er 1956-1984 lehrte. Sehr detailliert geht der Vf. auf Rhodes Gesprächsbereitschaft mit führenden polnischen Historikern wie Marian Wojciechowski und Gerard Labuda ein. Problematisch wurde dieser Austausch dann, wenn Rhode die deutschen Verbrechen während des Krieges mit der Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten aufrechnete und nicht in der Lage war, moralische Ver- antwortung zu übernehmen. So entsteht das vielseitige Bild eines Historikers, der sich von seiner Erfahrung als Teil der deutschen Minderheit und des Verlusts der eigenen Heimat nicht lösen konnte, aber auch zum wissenschaftlichen Dialog bereit war.

E.s Biografie über Gotthold Rhode reicht nur bis zum Ende der 1960er Jahre, weshalb sein wichtiges Engagement in der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission während der 1970er Jahre leider ausgeklammert wird. Eine Darstellung seiner Aktivität dort wäre sicherlich aufschlussreich gewesen, da auf diese Weise die zunehmende Verwissenschaft- lichung und Professionalisierung Rhodes als Ostmitteleuropahistoriker noch stärker hätte gezeigt werden können. Im Ganzen ist dem Vf. eine gründlich recherchierte Studie gelun- gen, die sowohl neue Erkenntnisse über einen im Nationalsozialismus sozialisierten Ost- forscher bietet als auch zu weiterführenden Forschungen anregt.

Münster

Ines Ellertmann

Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Band 9: Polen: Generalgouvernement August 1941-1945. Bearb. von Klaus-Peter Friedrich. Oldenbourg, München 2014. 878 S. ISBN 978-3-486-71530-9. (€ 59,80.)

Nur drei Ländern ist in der umfangreichen Edition *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden* mehr als ein Band gewidmet: Deutschland, dem Ausgangsland des Massenmords, sowie Polen und der Sowjetunion als den beiden Hauptschauplätzen seiner Ausführung. Im Falle Polens sind es sogar drei Bücher: Der erste Teilband¹ widmete sich der Entrechtung der polnischen Juden, der Errichtung der Ghettos, dem System der Zwangsarbeit – den Maßnahmen, die die deutschen Besatzer unmittelbar nach der Eroberung Polens ergriffen und die sich immer weiter radikalisierten, bis sie 1941 in den millionenfachen Massenmord übergingen. Diese zweite Phase von Sommer 1941 bis zum Kriegsende wird in zwei Bänden behandelt – einem noch ausstehenden zu den ins Deutsche Reich eingegliederten Gebieten und dem vorliegenden, der das Generalgouvernement behandelt.

Dieses Gebiet unterschied sich von den übrigen Ländern unter nationalsozialistischer Besatzung nicht nur durch die deutlich höhere Dichte der jüdischen Bevölkerung, sondern auch durch ihre Behandlung. Nirgendwo sonst begingen die Besatzer vergleichbare Gräueltaten wie im Generalgouvernement. Brutale Gewalt gegen Juden bis hin zum Mord waren Alltagsphänomene. Meistens diente sie der reinen Belustigung der deutschen Peiniger, teilweise sahen diese jedoch darin auch ein probates Mittel zur Eindämmung von Seuchen. Angesichts der durch völlig unzureichende Tagesrationen für die Ghettobewohner herbeigeführten Mangelernährung war es nicht verwunderlich, dass sich Krankheiten seuchenartig verbreiteten. Statt jedoch die Rationen zu erhöhen, ermordeten die Deutschen die Erkrankten. Die Schwelle zum Mord war damit bereits überschritten, als im Gefolge des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion die systematische Massenvernichtung der jüdischen Bevölkerung begann. Die Geschehnisse in der UdSSR hatten auf das Generalgouvernement Auswirkungen in mindestens zweierlei Hinsicht: Zum einen verbreitete sich immer mehr die Erkenntnis, dass die unterschiedslose Ermordung jüdischer Männer, Frauen und Kinder die lange gesuchte „Lösung der Judenfrage“ sei. Zum anderen löste der Plan Ungarns, die in der gerade eroberten Karpato-Ukraine lebenden Juden nach Galizien abzuschleppen, indirekt den Beginn der „Endlösung“ auch im Generalgouvernement aus: Um Platz für die Deportierten zu schaffen, wurden am 6. Oktober 1941 zehn- bis zwölftausend Insassen des Ghettos in Stanislaw ermordet. Das NS-Regime war damit auch in Polen von einem System der Zwangsarbeit und unsystematischen Gewaltanwendung zum offenen Massenmord übergegangen.

Schon wenige Tage später traf sich Heinrich Himmler mit dem SS- und Polizeiführer Lublin, Odilo Globocnik, und dem Höheren SS- und Polizeiführer Ost, Friedrich-Wilhelm Krüger, in Berlin. Vieles spricht dafür, dass auf diesem Treffen die Errichtung von Vernichtungslagern beschlossen wurde. Auf jeden Fall machte sich Globocnik gleich ans Werk. Im März 1942 war das erste dieser Lager in Belzec fertiggestellt, unmittelbar darauf begann dort die systematische Ermordung. Bald reichten die Kapazitäten nicht mehr aus, ein zweites Lager in Sobibór wurde gebaut. Im Juni desselben Jahres erklärte Himmler, „die Wanderung“ der Juden solle innerhalb eines Jahres beendet werden – eine klare Chiffre für den Zeitraum der Vernichtung. Seine Untergebenen verstanden und bemühten sich nach Kräften, die Anordnung umzusetzen. Als die Ermordung im Herbst 1943 weitgehend abgeschlossen war, belief sich die Zahl der vernichteten Juden im Generalgouvernement auf mehr als 1,4 Millionen.

¹ KLAUS-PETER FRIEDRICH (Bearb.): *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945.* Band 4: Polen. September 1939 – Juli 1941, München 2011.

Die Dokumente des vorliegenden Bandes zeichnen das grausame Bild der Entwicklung zum Massermord und seiner Durchführung in verstörenden Einzelheiten. Wie schon im ersten Band zu Polen führt der Bearb. Klaus-Peter Friedrich auf hervorragende Weise in die Thematik ein. Auch die Auswahl der Quellen überzeugt durch eine gute Mischung aus amtlichen und Ego-Dokumenten sowie durch unterschiedliche Perspektiven – deutsche und polnische, jüdische und nicht-jüdische. Aber auch Dokumente, die weder in Deutschland noch in Polen entstanden, finden Berücksichtigung, so ein ausführlicher und kenntnisreicher Artikel der *New York Times* über die Judenvernichtung, erstellt auf Grundlage eines Berichts der polnischen Exilregierung.

Besondere Aufmerksamkeit widmet F. bei der Auswahl der Dokumente der Haltung der nicht-jüdischen Bevölkerung in Polen gegenüber der nationalsozialistischen Judenpolitik. Von Beginn an standen sich sehr unterschiedliche Haltungen gegenüber. Während beispielsweise die polnische Arbeiterpartei zur Rettung von Juden aufrief (Dok. 104), bezeichnete die katholische Zeitung *Prawda* die Vernichtung als gerechte Strafe, wies aber zugleich auch auf die Schuld und negativen Auswirkungen für die Polen hin (Dok. 108). Insgesamt, so F.s Fazit, seien die meisten nicht-jüdischen Polen den Opfern des Massermords zunächst ohne größere Empathie begegnet. Erst als sich im Herbst 1942 die Einsicht durchsetzte, dass die Besatzer wirklich sämtliche Juden ermorden wollten, begannen sich auch immer mehr Polen die Frage zu stellen, ob sie die nächsten Opfer der deutschen Vernichtungspolitik sein würden. Das ließ auch das Mitgefühl mit den Juden wachsen. Auf der anderen Seite zeigten die nach den deutschen Niederlagen bei Stalingrad und Kursk deutlich zunehmenden Versuche zur Rettung verfolgter Juden, dass es häufig pure Angst um das eigene Leben war, die Polen von einem Engagement zugunsten ihrer jüdischen Mitbürger abhielt. Die baldige deutsche Niederlage vor Augen fassten viele Menschen Mut.

Der ausgewählten Dokumente, viele zum ersten Mal auf Deutsch veröffentlicht, sind breit kommentiert. Mitunter erhalten wichtige Aspekte dennoch keine Erläuterungen. So erfährt der Leser beispielsweise nicht, dass es sich bei Ponary (Paneriai) um ein Waldstück unweit von Vilnius handelt, in dem etwa 70 000 Juden ermordet wurden. Auch die in mehreren Dokumenten von polnischer Seite erhobene Behauptung einer Kooperation der jüdischen Bevölkerung mit den Sowjets bleibt ohne Kommentar, gleichfalls die etwa in Dok. 108 erwähnte Beteiligung von Polen an den Massakern. Auch der ein oder andere Name bleibt ohne weitere Anmerkung. Insgesamt aber knüpft der Band nahtlos an das hohe Niveau der früheren Bände der Reihe an. Dazu gehört auch eine gute Erschließung durch Orts-, Sach- und Personenregister. Unklar bleibt jedoch weiterhin, wieso nicht zumindest zeitgleich auch eine Online-Fassung der Dokumente frei zugänglich gemacht wird.

St. Augustin

Alexander Brakel

Maren Röger: Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945. S. Fischer. Frankfurt am Main 2015. 304 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-10-002260-8. (€ 24,99.)

So viel auch in den vergangenen Jahrzehnten über die deutsche Besatzungsherrschaft in Polen geschrieben wurde, es blieb der Bereich der sexuellen Beziehungen zwischen Besatzern und der einheimischen Bevölkerung in der historischen Forschung doch ausgespart. Mit hoher wissenschaftlicher Kompetenz hat nun Maren Röger eine Studie über Intimitäten, Gewaltbeziehungen und Prostitution im deutsch besetzten Polen 1939-1945 vorgelegt, die sich aus quellentechnischen Gründen auf heterosexuelle Beziehungen beschränkt. Es ist der Autorin sehr eindrucksvoll gelungen, das heikle Thema auf der Grundlage von Akten unterschiedlicher Institutionen aus polnischen, deutschen und amerikanischen Archiven, angereichert durch persönlich geführte Interviews, zu erforschen und damit eine gravierende Lücke zu schließen.

Die Untersuchung gibt nicht nur Aufschluss über Voraussetzungen, Formen und Folgen sexueller Kriegsbeziehungen, sondern auch Einsicht in eine bisher defizitäre Historiogra-

fie. Verschiedene Umstände führten zu diesem Missstand: schamhaftes und angstvolles Schweigen der betroffenen Frauen, aber auch bewusstes Unterlassen der Historiker wegen Geringschätzung des Tatbestands oder bewussten Übersehens – getreu dem Motto, dass nicht gewesen sein könne, was nicht sein durfte. So hatten die unterschiedlichen Institutionen der deutschen militärischen und zivilen Besatzung nach dem Angriff auf Polen den intimen Umgang ihrer Angehörigen mit der polnischen und jüdischen Bevölkerung auf polnischem Territorium aufgrund der nationalsozialistischen Rassenhierarchie untersagt; das deutsche Volk wurde in der NS-Ideologie als „arischer Volkkörper“ konstruiert, der von „minderwertigen rassischen Einflüssen“ freigehalten werden sollte. Aber auch in der polnischen Historiografie wurde das Thema nach 1945 u. a. deshalb tabuisiert, weil auch Rotarmisten Gewalt gegen Frauen auf polnischem Gebiet verübt hatten und eine Behandlung dieses Themas die geforderte sozialistische Einheit beider Staaten hätte untergraben können. Allerdings wurde sexuelle Gewalt im Rahmen der Holocaust Studies am Beispiel von Ghettos und Lagern bereits untersucht, so dass R. sich auf den Besatzungsalltag außerhalb dieser Zonen konzentriert. Zu den Leitfragen der Vf. zählt, welche Muster sexueller Kontakte es gab, wer die Beteiligten nach sozialen Kriterien waren, welche Motive sie hatten und inwieweit und auf welche Art sie zur Rechenschaft gezogen wurden.

R. geht sicher mit Problemstellungen der Gender- und NS-Forschung um und befasst sich sorgfältig mit Begrifflichkeiten, Quellen und Forschungspositionen. Hinzu kommt mit Gewinn, dass sie bisweilen den europaweiten Vergleich sucht und dadurch das Allgemeine und Besondere bestimmter Phänomene deutlich herauszuarbeiten vermag. Sie unterscheidet drei Formen von Sexualbeziehungen: kommerzielle, konsensuale und erzwungene Kontakte, die auch die Gliederung des Buches vorgeben. In ihrer Einleitung erläutert R. dazu, dass die unterschiedlichen Verantwortlichen an den Schaltstellen der Rassen- und Gesundheitspolitik Intimität, Gewalt und Prostitution zusammendachten. So sollte z. B. die systematische Organisation von Bordellen dazu dienen, Vergewaltigungen, aber auch privaten Liebeskontakten mit einheimischen Frauen vorzubeugen. Im Kapitel über die kommerziellen Kontakte erfährt man, dass das Bordellwesen besonders von Reichsführer SS Heinrich Himmler bevorzugt wurde, wie man es aufbaute und welche sozialen Gruppen von Frauen die Dienstleisterinnen waren. Zum einen griffen Wehrmacht und Zivilverwaltung auf das Bordellsystem und dessen „Sexarbeiterinnen“ der Vorkriegszeit zurück, zum anderen nutzten sie die schutzlose Situation der einheimischen polnischen Frauen aus, die aus unterschiedlichen Gründen massenweise gewaltsam in die Prostitution gezwungen wurden oder sich aus bitterer materieller Not selbst dafür entschieden. Grenzen zwischen Freiwilligkeit und Zwang konnten dabei stark verschwimmen.

Die geschaffenen Gewaltstrukturen werden anhand grundlegender Handlungsweisen und individueller Fallbeispiele erläutert, die z. B. zeigen, dass Frauenhandel in großem Maßstab zur Belieferung von Bordellen für Zwangsarbeiter im Altreich oder für die Ostfront betrieben wurde. Weitere Gründe für die deutsche Besatzungsmacht, Bordelle zu fördern, war die gesundheitspolitische Kontrolle der Frauen, um die Ausbreitung von venerischen Krankheiten zu verhindern. Aber auch „Fraternisierungen“ sollte – wie selbst die Bordellordnungen belegen – vorgebeugt werden, da diese zu Geheimnisverrat hätten führen können. Doch wie ließ sich der empfohlene kommerzielle Geschlechtsverkehr der Männer der deutschen Wehrmacht und Zivilverwaltung mit „minderwertigen“ Frauen rassenpolitisch rechtfertigen? Die Quellen zeugen hier von einer erstaunlichen Pragmatik, wenn der sexuelle Umgang mit Polinnen in Bordellen als sachlich-wirtschaftlich und nicht als gesellschaftlich geleitet definiert wird. Eine unumstößliche Schranke wurde allerdings gegenüber Jüdinnen errichtet. Der intime Verkehr mit ihnen galt grundsätzlich als „Rassenschande“ und wurde entsprechend geahndet, die betroffenen Jüdinnen „ausgegrenzt“. Dies hieß aber nicht, dass die Männer der deutschen Besatzungsmacht keine intimen Kontakte zu Jüdinnen aufgenommen hätten. Doch fällt dieser eher seltene Tatbestand in die Grauzone der nichtoffiziellen Prostitution, der die Vf. breiten Raum widmet. Jüdinnen waren in dieser Sphäre als Polinnen getarnt, doch konnte R. in den Akten auch Fälle finden,

in denen Vertreter der deutschen Besatzungsmacht wissentlich das Risiko eingegangen waren, mit Jüdinnen intim zu verkehren. Die soziale Seite der professionellen Sexarbeit und der Gelegenheitsprostitution zeigt, dass sie weitgehend Frauen aus unteren sozialen Schichten der Stadt betraf; materiell gesehen verdienten sie im Schnitt mit Prostitution mehr Geld als etwa Arbeiterinnen.

Die Ermittlung von konsensualen sexuellen Beziehungen zwischen deutschen Besatzern und Polinnen jenseits der Prostitution bringt für die Leserschaft die erstaunliche Erkenntnis, in welchem hohem Ausmaß intime Beziehungen trotz des strikten Verbots aufgenommen und bis hin zu eheähnlichen Verhältnissen mit Kind gepflegt wurden. Man erfährt viel über Motive auf beiden Seiten, unterschiedlichste Fallbeispiele geben Auskunft darüber, dass selbst hochgestellte Beamte und Angehörige von Polizei und SS das Umgangsverbot mit Polinnen wissentlich brachen. Bestrafungen – die meist auf Denunziation zurückgingen – fielen häufig milde aus, wenn sie überhaupt verfolgt wurden. Sie konnten auf einem Konsens der zuständigen Dienststellen beruhen, die Vorfälle als Bagatelldelikte zu behandeln. Der rassenpolitische Anspruch der SS und die Besatzungswirklichkeit klapften also weit auseinander, überlappende Zuständigkeiten und Flexibilität im Strafmaß führten zu einer vielfältigen Bestrafungspalette der beschuldigten Männer, die von der Verwarnung über die Schutzhaft, die Dienstentlassung oder die Einberufung an die Front bis zum KZ (am ehesten für SS-Angehörige) reichte. Strafen für deutsche Frauen in den Reichsgebieten, die mit polnischen Männern eine sexuelle Beziehung eingingen, führten zu Haft und Lager. Die als minderwertig geltenden Polinnen hatten mit abgestuften Bestrafungen zu rechnen, wobei die härtesten Inhaftierung oder Zwangsprostitution waren. Dass die rassenplanerische Trennung der Bevölkerungen in den besetzten polnischen Gebieten nicht durchzusetzen war, zeigen auch vielzählige Gesuche auf Eheschließungen. Ihnen wurde in geringem Maß und dann am ehesten stattgegeben, wenn es gelang, die betroffenen Polinnen in die Volksliste aufzunehmen. Insgesamt galt, dass im Laufe der Besatzungszeit die Anordnungen der obersten deutschen Dienststellen strenger wurden, es in der Praxis vor Ort aber darauf ankam, den wachsenden Personalmangel nicht wegen sexueller Kriegsbeziehungen weiter zu erhöhen.

Dem dunkelsten, letzten Kapitel über sexuelle Gewalt als Teil der militärischen Eroberung, als Amtsmissbrauch, sexuelle Erpressung, öffentliche Gewalt, die in Massenvergewaltigungen kumulierte, und unzureichende Ahndungspraxis folgt anstelle eines wünschenswerten systematischen Resümeees nur ein kurzer Ausblick. Darin weist die Vf. auf die psychischen Spätfolgen der weiblichen Gewalterfahrungen hin. Verschärfend kamen die fortdauernde soziale Ächtung im polnischen Milieu als „Vaterlandsverräterinnen“ hinzu sowie ein selbstverordnetes Schweigen aus Angst, das die Frauen an ihrer Traumabewältigung hinderte.

R. resümiert, dass die Nachgeschichte der sexuellen Kriegsbeziehungen noch geschrieben werden müsse. Mit ihrer Arbeit hat sie wichtige Bausteine zum Gegenstand der Kriegsbeziehungen zusammengefügt, zugleich auch weitere Forschungsdesiderate aufgezeigt, deren Verfolgung das Thema in mancherlei Hinsicht vertiefen könnte. Ergänzt sei der Wunsch nach einer erweiterten Perspektive in Hinblick auf einen systematischen Vergleich zwischen den einzelnen deutschen Besatzungsgebieten auf polnischem Territorium und bezüglich der Alltagserfahrungen von betroffenen Frauen.

Konstanz

Bianka Pietrow-Ennker

Timothy Snyder: Black Earth. The Holocaust as History and Warning. The Bodley Head. London 2015. XIII, 462 S., Kt. ISBN 978-1-84792-349-3. (£ 9,99.)

Auch über siebzig Jahre *post factum* ist die gesellschaftliche Bewältigung und historische Erforschung des Holocaust noch nicht abgeschlossen. In *Black Earth* mahnt Timothy Snyder daher: „Die genaue Kombination von Ideologie und Umständen des Jahres 1941 wird nicht wiederkehren, aber so etwas Ähnliches vielleicht schon“ (S. xiii). Inspiriert ha-

ben den amerikanischen Osteuropa-Historiker aktuelle Krisen, wie die Besetzung der Krim und der Zerfall des Iraks, der Klimawandel und die daraus resultierenden Kämpfe um natürliche Ressourcen. Ähnlich apokalyptisch hätten Zeitgenossen auch die die Zeit vor Adolf Hitlers Machtergreifung empfunden. S. sieht sich folglich nicht nur als Chronist des Völkermordes, sondern auch als Mahner für Gegenwart und Zukunft.

Der Vf. konzentriert sich auf den Zeitraum 1918-1945. Die Umschreibung der Region mit *Black Earth*, was den fruchtbaren Boden der Ukraine bezeichnet, greift zu kurz: Die Studie umfasst nicht nur das historische Ruthenien, sondern das gesamte Gebiet zwischen Oder, Baltikum und Schwarzem Meer, welches sowohl die Wehrmacht als auch die Rote Armee okkupierten. In seinem letzten Buch hatte Snyder diese Region der Doppelokkupation wegen noch als *Bloodlands* bezeichnet. Die vorliegende Umbenennung begründet er mit seiner umweltgeschichtlichen Aufwertung des Kampfes um Ressourcen und Lebensraum, eine der mehrfach beschworenen Parallelen zu heute.

Die Monografie gliedert sich in zwölf Kapitel (zzgl. Einleitung und Schlussfolgerung). Die Schlüsselargumente finden sich in „The State Destroyers“ (Kap. 4) und „Double Occupation“ (Kap. 5). Der Vf. stellt die These auf, dass die Überlebenschancen für Juden dort am größten gewesen seien, wo der Staat und die staatliche Souveränität intakt blieben. Darum seien Diplomaten am ehesten in der Lage gewesen, als Retter zu agieren. Das Gegenbeispiel, Ungarn, wo fast eine halbe Million Juden noch unter Staatsoberhaupt Miklós Horthy größtenteils von der ungarischen Staatsbürokratie ghettoisiert, deportiert und ermordet wurden, tut S. ab: Ungarns Souveränität sei schon im Frühjahr 1944 kompromittiert gewesen (S. 237). Weitere Gegenbeispiele wie Frankreich oder die Niederlande tauchen gar nicht auf. Dabei ist eines längst erwiesen: Im besetzten Europa haben alle verbliebenen Staatsapparate (mit der Ausnahme Bulgariens) kollaboriert.

Besonders Polen zieht S. zur Beweisführung heran: Sowohl das nationalsozialistische Deutschland als auch die Sowjetunion hätten der Republik mit dem Molotov-Ribbentrop-Pakt vom 23. August 1939 die Existenzberechtigung abgesprochen. Polen war in der Zwischenkriegszeit die entscheidende Regionalmacht gewesen, ein Dorn im Auge Moskaus und Berlins, den man zunächst gemeinsam entfernen wollte (Kap. 2). Indem beide Besatzungsregime staats- und gesellschaftstragende Eliten liquidierten, ebneten sie den Weg zu Holocaust und Kollaboration. Eben wegen der Zerstörung des Staates habe es hier die meisten Opfer gegeben und wurden hier die Vernichtungslager gebaut.

S. insistiert, dass erst die Zerstörung staatlicher Souveränität die Bedingungen zur systematischen Vernichtung von Europas Juden geschaffen habe. Unerwähnt bleibt, dass erstmals bei der Besetzung des ehemaligen zarischen Ansiedlungsrayons deutsche Truppen mit einem zehn- bis zwanzigprozentigen jüdischen Bevölkerungsanteil konfrontiert waren. Als Antwort darauf beschlossen führende Vertreter der Partei- und Ministerialbürokratie auf der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 die „Endlösung“ der „Judenfrage“. Am Wannsee wurde der Holocaust konzipiert. Diesen Zusammenhang, bekannt seit Raul Hilbergs *The Destruction of European Jews* (1961), macht S. nicht deutlich.

Ereignisse und Entwicklungen in Deutschland vor 1939, die als Schritte in Richtung der systematischen Vernichtung gelten, sind für den Vf. nachrangig. Weder die Konzentrationslager, in denen seit 1933 politische Gegner, Roma, Sinti und Homosexuelle systematisch interniert und eliminiert wurden, noch die Aktion T4, bei der Gas zur Massentötung erstmals ausprobiert und eingesetzt wurde, finden Erwähnung. Selbst den Nürnberger Rassengesetz von 1935, die zur systematischen Ausgrenzung der deutschen Juden führten und somit als Vorstufe zu Dehumanisierung und Holocaust zu verstehen sind, misst der Vf. wenig Belang bei.

Andererseits stellt S. in „The Grey Saviors“ und „The Righteous Few“ (Kap. 10 und 12) seine eigene Hauptthese von staatlicher Souveränität als alleiniger Schutzmacht jüdischer Mitbürger in Frage: Die dort erwähnten Retter und ihre Motivationen belegen, dass auch ohne staatliche Strukturen Rettung möglich war. Es gab eben doch, wenn auch zu wenige Aufrichtige.

In den weiteren Kapiteln verfolgt der Vf. verschiedene Thesen und Themen. Das erste beschäftigt sich beispielsweise mit Hitler, Hitlers Sorgen, Hitlers Ideen, Hitlers Visionen. Es sei essenziell, die Gedankenwelt des „Führers“ zu verstehen. Dabei stellt er irritierende Behauptungen auf: Z. B. sei Hitlers wahre, „geheime Sorge“ (S. 13) die deutsche Hausfrau gewesen – sie habe von den Nazis den Komfort eines Kolonialreiches wie vor 1914 eingefordert. Denkt man diesen Ansatz weiter, dann hat anscheinend eine nach kolonialer Größe gierende deutsche Hausfrau Hitler zum Kampf um Lebensraum gedrängt. Zudem unterstellt S., Hitlers größter Vorwurf an die Juden sei gewesen, sie hätten die Menschheit mit wirren Vorstellungen von menschlicher Solidarität verweichlicht. Dabei betont und beschwört Hitler in *Mein Kampf* und *Das Zweite Buch* doch eher die „jüdische Weltverschwörung“, „jüdische Geldgier“ oder den „jüdischen Bolschewismus“.

Die im Titel angekündigten Lektionen formuliert der Autor in der Schlussfolgerung, in der S. einen weiten Bogen vom Lebensraum über krankmachende Mikroben zum Klimawandel, vom Völkermord in Ruanda zur Weltmacht China und Vladimir Putins Russland schlägt. Um ähnliche Gefahren zu erkennen, die die gesamte Welt aushebeln könnten, dürfe man Hitler nicht einfach als wirren Antisemiten oder Rassisten abtun; „seine Vorurteile“ seien „Auswüchse einer kohärenten Weltanschauung“ gewesen, „die das Potenzial hatten, die Welt zu verändern“ (S. 321).

Diejenigen, die mit dem bisherigen Werk von S. vertraut sind, werden wesentliche Aspekte aus *The Reconstruction of Nations. Poland, Ukraine, Lithuania, Belarus, 1569-1999* (2003) und *Bloodlands* wiedererkennen. Die Adressaten von *Black Earth* sind primär amerikanische Leser. Behauptungen wie „Wir denken als erstes an deutsche Juden, aber fast alle getöteten Juden lebten außerhalb Deutschlands. Wir denken an Konzentrationslager, aber nur wenige der ermordeten Juden haben je eins gesehen“ (S. xii) werden ein deutsches Publikum irritieren.

S. hat sich zum Ziel gesetzt, das östliche Europa aus dem toten Winkel des Kalten Krieges herauszuholen. Bis heute prägt der Fokus auf Westeuropa und das übermächtige Russland die amerikanische Öffentlichkeit. Die beabsichtigte historische Verortung der Region ist dem Vf. früher überzeugender gelungen. Ohne den heutigen politischen Rahmen und aktuelle Sorgen um globale Krisenherde lässt sich der Ansatz in *Black Earth* nicht verstehen. Ob der Holocaust für Warnungen vor *failed states* und Klimawandel herangezogen werden muss, ist fraglich. Auf die öffentliche Resonanz und Wirkkraft dieses Buches in Deutschland darf man gespannt sein.

Marburg

Victoria Harms

Svenja Bethke: Tanz auf Messers Schneide. Kriminalität und Recht in den Ghettos Warschau, Litzmannstadt und Wilna. (Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts.) Hamburger Edition. Hamburg 2015. 316 S. ISBN 978-3-86854-295-0. (€ 28,-)

Svenja Bethkes bei Frank Golczewski entstandene Dissertation über Kriminalität, Recht und die judikativen Organe der Judenräte in drei großen Ghettos – Litzmannstadt im Warthegau, Warschau im Generalgouvernement und Wilna im Reichskommissariat Ostland – betritt in mehrfacher Hinsicht Neuland. Zum einen sind vergleichende Ansätze innerhalb der Holocaustforschung eher die Ausnahme; zum anderen wurde die Sphäre von Recht und Justiz während der Shoah bislang stark vernachlässigt. Drittens dominierte lange Zeit eine Sichtweise, nach der es in den Ghettos kaum Kriminalität gegeben habe, weil – wie Überlebende behaupteten, worauf die Vf. hinweist – es eine „gehobene [...] jüdische Moral“ und ein Zusammengehörigkeitsgefühl der „jüdischen nationalen Gemeinschaft“ (S. 292) in den Ghettos gegeben habe. Doch sind „Kriminalität“ und „Moral“, wie die Vf. zu Recht betont, „ein abhängig von den Bedingungen wandelbares Konstrukt“ (S. 296). Die Wahrnehmung dessen, was von der Ghettobevölkerung als „kriminell“ gesehen wurde, unterschied sich von Vorkriegseinstellungen und von den Kriminalitätsdefinitionen der Judenräte, wobei sich hier deren Dilemma in besonderer Weise zeigte: Einerseits mussten

sie deutschen Anforderungen nachkommen und deutsche Kriminalitätsvorstellungen in ghettointernes Recht verwandeln (etwa das Verbot des Schmuggels), andererseits mussten sie das Zusammenleben in einer Extremsituation regeln und die Deutschen von Repressionen gegen die ganze Ghettobevölkerung abhalten.

Dabei mussten die Judenräte die Kriminalitäts- und Rechtsdefinitionen wegen der sich verändernden deutschen „Kerninteressen“ (S. 50) häufig anpassen und immer auch fallweise agieren. Die Rechtsordnungen in den Ghettos waren deshalb nicht stabil. Die Strafen in den Bekanntmachungen des Judenrats, die als ghettointerne Verordnungen fungierten, waren häufig nicht festgelegt; meist hieß es, dass das Delikt „strengstens bestraft“ (z. B. S. 109 ff.) werde.

B. unterscheidet vier Deliktkategorien, die in Litzmannstadt, Warschau und Wilna in ähnlicher Form vorkamen: 1. Delikte, die auf unmittelbarem Befehl der Deutschen verfolgt wurden, 2. Delikte, die der Judenrat als Gefahr für das Ghetto ansah, weil sie eine Intervention der Deutschen hervorrufen konnten (wie Arbeitsdelikte sowie das Verbreiten von Gerüchten), oder Handlungen, die die Gesundheit der Ghettobewohner gefährdeten, 3. Handlungen, die sich gegen ghettointerne Institutionen richteten, sowie 4. Delikte, die sich gegen Einzelne richteten. Die Vf. erläutert zunächst das sich wandelnde Rechtsverständnis in den „jüdischen Wohnbezirken“. Sie beschreibt das Ghetto mit dem Konzept der „Lebenswelt“ als Zwangsgemeinschaft für Menschen unterschiedlicher sozialer und nationaler Herkunft mit entsprechend differierenden Wertvorstellungen und Erfahrungshintergrund.

Das nächste Kapitel ist der Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung und den Definitionen von Kriminalität gewidmet. Die Deutschen griffen immer wieder willkürlich und sehr brutal ein, was auch darin seinen Ausdruck fand, dass die Zuständigkeitsgrenzen zwischen deutschen und ghettointernen Instanzen nie festgelegt worden sind.

Als Strafverfolgungsorgan trat zunächst die jüdische Polizei auf. In Warschau geschah dies heimlich, weil die Deutschen dem Judenrat, anders als in Litzmannstadt und Wilna, auf diesem Gebiet keine Kompetenzen zugestanden. Stattdessen sollten die polnische bzw. deutsche Polizei oder das Sondergericht Warschau die – dann für den Delinquenten meist tödlich endende – Ahndung übernehmen. In Warschau gab es deshalb auch kein offizielles Ghettogericht.

Das zentrale Kapitel widmet die Vf. den ghettointernen Gerichten. Sie geht darin auf die Zuständigkeit, die verhandelten Fälle und die verhängten Strafen ein. Diese wandelten sich unter dem Eindruck der bevorstehenden Vernichtung und der Strategie der Judenräte, eine Rettung durch Arbeit herbeizuführen, im Laufe der Zeit: Weil die Inhaftierten nicht mehr auf ihren Arbeitsstellen erscheinen konnten, wurden immer kürzere Haftstrafen verhängt. Auch die Art der Strafen wandelte sich. So wurde in Litzmannstadt häufig auf gemeinnützige Arbeit wie die Fäkalienabfuhr erkannt. B. erläutert in diesem Kapitel auch die moralischen Konflikte der Richter, als Helfer im Holocaust zu fungieren, sowie deren Motive, trotzdem an der Judikative mitzuwirken.

Etwas isoliert steht ein Exkurs zu jüdischen Gerichten und jüdischem Recht aus der Zeit vor der Aufklärung. Hier wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Vf. diesen Abschnitt stärker in die Arbeit eingebettet und etwa in einem diachronen Vergleich nach Gemeinsamkeiten und Kontinuitätslinien gefragt hätte. Dies geschieht jedoch erst in den „Schlussbetrachtungen“ (S. 292), wobei dort die Bemerkung, dass die Bekanntmachungen der Judenräte genauso wie das jüdische Recht bis zum 18. Jh. dazu gedient hätten, „in Abgrenzung zu einer ‚äußeren Macht‘ eigene Rechtsvorstellungen durchzusetzen“ (S. 299), nicht überzeugt. Um die Durchsetzung eigener Rechtsvorstellungen ging es ja eben nicht, sondern um den Schutz der Ghettogemeinschaft vor innerem Chaos und kollektiven Repressionen von außen. Interessant wäre gewesen zu erfahren, inwieweit die Judenräte mit dem vormodernen jüdischen Recht vertraut gewesen sind, um Schlussfolgerungen über das Weiterleben jüdischer Rechtstraditionen in den nationalsozialistischen Ghettos ziehen zu können.

Weiter geht die Vf. darauf ein, wie die „einfachen“ Ghettabewohner die ghettointernen Rechtsinstanzen wahrnahmen, wie sie diese für ihre eigenen Zwecke nutzten und welche Motive hinter der Ghettokriminalität standen. Dabei wird deutlich, dass sich die gesamte Bandbreite menschlicher Verhaltensweisen – von Rache, die sich in Denunziationen niederschlug, über Gewinnsucht bei Schmugglern bis hin zu Mitgefühl und Solidarität – in der extremen Situation des Lebens im Ghetto äußerte. B. korrigiert damit das heroisierende Bild, das Kriminalität im Ghetto *per se* als Widerstand charakterisierte.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass trotz der genannten Kritik, zu der noch die ungenaue Darstellung der deutschen Gerichte im besetzten Polen (S. 53) hinzuzufügen wäre, der Vf. eine großartige, durchgängig gut lesbare Studie gelungen ist, die nicht nur eine bisher weitgehend ausgeblendete Perspektive in den Blick nimmt, sondern darüber hinaus auch Anknüpfungspunkte und Anstöße für weitere Forschungen zu Alltag, Recht, Justiz und Kriminalität im Holocaust bietet.

München

Maximilian Becker

Kai Struve: Deutsche Herrschaft, ukrainischer Nationalismus, antijüdische Gewalt. Der Sommer 1941 in der Westukraine. De Gruyter Oldenbourg. Berlin u. a. 2015. XIV, 739 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-11-035998-5. (€ 99,95.)

Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 wurde begleitet von massiver Gewalt gegen die jüdische Bevölkerung. Die Hauptverantwortung für diese Gewalt lag bei den deutschen Invasoren. Einsatzgruppen der SS „säuberten“ die Gebiete von „Bolschewisten“ und echten oder vermeintlichen sowjetischen Agenten. Die deutschen Angreifer glaubten an das Stereotyp des „jüdischen Bolschewismus“, und viele Ukrainer und Polen machten die jüdische Bevölkerung kollektiv für sowjetische Verbrechen verantwortlich. Zwar hatten unter sowjetischer Besatzung die ethnischen Spannungen in der Region zugenommen, ohne den deutschen Einmarsch hätte es aber keine Massaker gegeben. Unter sowjetischer Herrschaft wurden Übergriffe auf Juden bestraft, unter deutscher Herrschaft wurden sie toleriert. Reinhard Heydrich, der Chef der Sicherheitspolizei und des SD (Sicherheitsdienst der SS), hatte die SS-Führer sogar instruiert, die lokale Bevölkerung zu Angriffen auf Juden anzustiften. Es ist aber unklar, inwieweit dieser Befehl tatsächlich umgesetzt wurde.

Kai Struve untersucht in dieser abwägend argumentierenden und gründlich recherchierten Studie die Pogrome und antisemitische Gewalt im Sommer 1941 in der Westukraine. Er hat dafür in Archiven in Polen, der Ukraine, Russland, Deutschland und Israel gearbeitet und zahlreiche zeitgenössische Publikationen analysiert. Die archivalischen Quellen reichen von NS-Dokumenten über jüdische Augenzeugenberichte und Erinnerungsbücher bis hin zu Justizakten aus den NS-Prozessen der Nachkriegszeit.

Das erste Kapitel gibt einen Überblick über die Situation der ukrainischen Minderheit in der Zweiten Polnischen Republik und die Ideologie und das politische Programm der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN). Viele führende Mitglieder der OUN hatten eine starke Affinität zu faschistischen Konzepten und betrachteten Nazi-Deutschland als potenziellen Verbündeten gegen Polen und gegen die Sowjetunion. St. beschreibt auch, welche Rolle die Ukraine in den Konzepten der NS-Führung spielte, und geht den Kontakten nach, die zwischen ukrainischen Organisationen und dem Deutschen Reich bestanden. Im letzten Teil dieses Kapitels analysiert er die Aktivitäten der OUN und die Lage der Ukrainer im Generalgouvernement und im sowjetischen Besatzungsgebiet zwischen 1939 und 1941.

Der Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit den Ereignissen in der Westukraine nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion. Im Mittelpunkt stehen die Massaker im Juli 1941. St. hat mehr als 60 Orte identifiziert, an denen es antisemitische Aktionen und Morde gegeben hat. Allein den Ereignissen in Lemberg sind fast 200 Seiten gewidmet. Der Vf. zeigt, dass sich Angehörige der ukrainischen Bevölkerung, aber – vor allem an Misshand-

lungen, Beraubung und Demütigungen von Juden – auch Polen beteiligten. Nur ein geringer Teil der Morde geht auf das Konto spontaner Gewalt der Bevölkerung. Für Massaker ist ein Mindestmaß an Organisation notwendig. Einheiten der OUN begleiteten den Vormarsch der Wehrmacht, stellten ukrainische Milizen auf, die teils auf eigene Initiative, teils auf deutschen Befehl Gewalt gegen Juden – zunächst vor allem jüdische Männer – verübten. An einigen Orten organisierten lokale Repräsentanten der OUN selbstständig die Ermordung von echten oder vermeintlichen sowjetischen Agenten, darunter viele Juden. St. macht vor allem drei Motive für die Massaker an der jüdischen Bevölkerung verantwortlich: Rache für die Ermordung tausender – oft ukrainischer – Gefängnishäftlinge in den letzten Tagen der sowjetischen Besetzung, das Ziel der OUN, einen ethnisch homogenen ukrainischen Nationalstaat herzustellen, und traditioneller, teilweise religiös geprägter Antisemitismus.

St.s Funde bestätigen das Bild, dass der deutsche Vormarsch im Sommer 1941 von einer Welle antisemitischer Gewalt durch die lokale Bevölkerung begleitet wurde, zeigen aber auch, dass die meisten Morde von deutschen Tätern oder von in deutschem Auftrag handelnden ukrainischen Hilfspolizisten ausgeführt wurden. In Lemberg und anderen Städten holten ukrainische Milizionäre Juden aus ihren Wohnungen, misshandelten und demütigten sie und stachelten die einheimische Bevölkerung zu Gewalttaten an.

Der Vf. korrigiert einige Irrtümer der bisherigen Forschung. Er weist nach, dass die Zahl der Pogromopfer geringer war als bisher angenommen. Für den Pogrom in Lemberg am 1. Juli 1941 war bisher in der Literatur von 2000 bis 8000 Todesopfern die Rede. Nach Auswertung aller verfügbaren Augenzeugenberichte und einer Analyse der Umstände und der Lokalitäten des Pogroms kommt St. zu dem Schluss, dass sich die Zahl der jüdischen Todesopfer wahrscheinlich auf einige Hundert (500-700) belief und erst die Morde der Einsatzgruppen seit dem 5. Juli die Zahl der Opfer auf mehrere Tausend (4000) erhöht haben. Neben den Einsatzgruppen tat sich in anderen Teilen der Westukraine besonders die Waffen-SS-Division Wiking hervor, die auf ihrem Vormarsch zwischen 4280 und 6950 Juden ermordete. St. untersucht auch Gewalttaten im ungarischen Vormarschgebiet, in dem weniger Morde stattfanden. Dies ist ein weiterer Beleg dafür, dass es die deutsche Besatzungspolitik war, welche die Massenmorde erst möglich machte. Nicht überall im deutschen Machtbereich fanden Massaker an Juden statt, an einigen Orten verhinderten deutsche Befehlshaber, an anderen Orten ukrainische Honoratioren Mordaktionen.

Der Vf. hütet sich vor moralisierenden Urteilen. Er erklärt die Motive der OUN für ihre Kooperation mit Deutschland und belegt mit Zitaten aus deren Publikationen und Aufzeichnungen, wie antisemitisch die Organisation im Sommer 1941 tatsächlich war. Der Text enthält zahlreiche detaillierte Beschreibungen der Gewalt, in der die Opfer „Ukrainer“ als Täter identifizierten. St. relativiert damit nicht die deutsche Verantwortung. Er zeigt im Gegenteil, dass für Massaker und Massenmord in der Regel deutsche Einheiten und auf deutsche Anweisung handelnde ukrainische Hilfspolizisten verantwortlich waren. Nicht überall sind die Belege ausreichend, um Täter zu identifizieren und die Anzahl der Opfer eindeutig zu bestimmen. Weitere Lokalstudien sind notwendig, um hier Klarheit zu schaffen.

Die vorliegende Studie hat auch eine geschichtspolitische Komponente. Kollaboration mit NS-Deutschland und die Nähe zu faschistischen Bewegungen passen nicht in das Selbstbild ukrainischer Nationalisten und der Anhänger einer „heroischen“ ukrainischen Geschichtsschreibung. Wie in Polen weigert sich auch in der heutigen Ukraine ein Teil der Gesellschaft, dunkle Seiten der eigenen Geschichte zur Kenntnis zu nehmen. St.s Studie hilft jenen ukrainischen Historikern, die sich kritisch mit der eigenen Geschichte auseinandersetzen wollen. Er hat die Erforschung der Massaker im Sommer 1941 auf eine neue Grundlage gestellt.

Józef Zerkowicz: In diesen alpträumen Tagen. Tagebuchaufzeichnungen aus dem Getto Lodz/Litzmannstadt, September 1942. Hrsg. von Angela Genger, Andrea Löw und Sascha Feuchert. Wallstein. Göttingen 2015. 151 S., Ill. ISBN 978-3-8353-1116-9. (€ 19,90.)

Mit der Übersetzung der Aufzeichnungen des Józef Zerkowicz ist ein beeindruckendes Dokument aus dem Getto Lodz/Litzmannstadt nun vollständig in deutscher Sprache zugänglich. Der Autor, der als Mitarbeiter im Archiv des Ältestenrats auch an der Gettochronik und einer Enzyklopädie der Gettosprache mitarbeitete, berichtet in sechs Abschnitten über die Tage zwischen dem 1. und 6. September 1942, in denen 15 685 Menschen aus dem Getto nach Kulmhof deportiert wurden. Der Text bewegt sich in verschiedenen Genres, scheint teils Chronik, Reportage oder privates Tagebuch zu sein. Er ergänzt die Editionen zum Lodzer Getto¹ und ist zugleich ein Lehrstück über die diskursive Verortung von Texten.

Wie die Hrsg. in drei kommentierenden Texten betonen, war Z. schon vor 1939 als Journalist und Autor kurzer Prosa- und Theaterstücke in Erscheinung getreten. Das lässt sie einerseits auf eine „literarische Qualität“ (S. 8) des Textes verweisen und wirft andererseits die Frage nach dem Verhältnis dokumentarischer und textueller Praktiken auf. Wie die Hrsg. zudem betonen, lässt sich aus den nachgelassenen Materialien Z.s, dessen Spur sich 1944 in Auschwitz-Birkenau verliert, nicht nachvollziehen, welches konkrete Ziel er mit dem Text verfolgt haben könnte. Dieser scheint weder nüchtern Zeugnis abzulegen noch als ganz privates Tagebuch angelegt worden zu sein. Gelegentlich ändert sich die Erzählperspektive, statt allgemein zu berichten – „Was man sich erzählt“ (S. 15) –, wendet sich der Text mit einem kollektiven „Du“ an die Gefangenen des Gettos und damit auch an den Erzähler selbst (S. 23, 71 f., 116). Die chronologische Gliederung wird mehrfach durchbrochen. Neben thematischen und temporalen Sprüngen finden sich längere Porträts persönlicher Schicksale oder Beschreibungen einzelner Szenen. Zentral ist hier die Verkündung der Deportation durch die Vertreter des Ältestenrats um den Vorsitzenden Chaim Rumkowski (S. 33-41). Z. referiert die Reden nicht nur, sondern – so scheint es – zitiert sie im Wortlaut, um das Gesagte schließlich zu kommentieren. Dabei sucht er Gemeintes von Gesagtem und Verstandenem zu unterscheiden; er beschreibt die Gestik und Mimik der Redner, die Zusammensetzung und Reaktionen der Zuhörerschaft und baut durch diese rhetorische Vergegenwärtigung der Szene eine geradezu literarische Spannung auf.

Besonders interessant ist Z.s Sprache. Immer wieder finden sich Lemmata der nie abgeschlossenen Getto-Enzyklopädie, für die wichtige Begriffe der Sprache im Getto gesammelt wurden. Als „Ruhe-Pass“ bezeichnete man die Arbeitserlaubnis, die Schutz vor Deportationen versprach (S. 28), als „Klepsidres“ Personen, deren äußere Erscheinung auf baldigen Tod hindeutete (S. 40, Anm. 39).² Die Menschen im Getto waren für den „shmelts“ bestimmt, was bedeutete, dass sie „auf den Schrott, in den Müll oder Ofen“ geworfen würden (S. 22, Anm. 5). Der Text ist stark von Körpermetaphern durchzogen. Die beiden letztgenannten Begriffe aus der Gettosprache kennzeichnen eine dehumanisierende Darstellung, in der menschliche Körper immer wieder – ironisch bis zynisch – zu Material erklärt werden. Gleichzeitig wird das Getto selbst als Körper metaphorisiert (S. 27), der einen Puls hat (S. 44), angespannt ist, krampf oder zerschnitten wird (S. 57 ff., 88). Damit

¹ Vgl. etwa SASCHA FEUCHERT, ERWIN LEIBFRIED u. a. (Hrsg.): Die Chronik des Gettos Lodz/Litzmannstadt, 5 Bde., Göttingen 2007, oder DIES. (Hrsg.): Letzte Tage. Die Lodzer Getto-Chronik Juni/Juli 1944, Göttingen 2004; URL: <http://www.ghettochronik.de/de/chronik> (22.02.2017).

² Bei aller Anerkennung für die sorgfältigen Anmerkungen durch die Hrsg. sei darauf hingewiesen, dass dieser Begriff nicht nur auf die altgriechische Wasseruhr zurückgeführt werden kann, sondern als „klepsydra“ im Polnischen (der zweiten Sprache Z.s) sowohl die Sanduhr als auch die Todesanzeige bezeichnet.

wird das Bild des Volkskörpers umgekehrt, das die Nationalsozialisten gegen die Juden in Stellung gebracht hatten.

Es ist von großem Wert, dass die Hrsg. in ihren Kommentaren unterschiedliche Expertisen vertreten (Literaturwissenschaft, Geschichte, Pädagogik), denn der Text ist anspruchsvoll. Er scheint künstlerisch gestaltet, stark durchgearbeitet und kaum als schnelle Tagebuchskizze entstanden zu sein. Bestimmte Motive und Stilelemente wie Alliterationen, Parallelismen und Anaphern verstärken den Eindruck des Artifizialen (vgl. S. 79-88, 55 ff., 60 ff.). Dass in den Kommentaren lediglich auf die Möglichkeit kombinierter literatur-, sprach- und geschichtswissenschaftlicher Analysen hingewiesen wird, gereicht dem Band nicht zum Nachteil. Vielmehr deutet es auf sein Potenzial für Forschung und Lehre hin.

Konstanz

Friedrich Cain

Archiwum Ringelbluma. Konspiracyjne Archiwum Getta Warszawy. [Das Ringelblum-Archiv. Das Untergrundarchiv des Warschauer Gettos.]

Bd. 12: Rada Żydowska w Warszawie (1939-1943). [Der Judenrat in Warschau (1939-1943).] Bearb. von Marta Jan c z e w s k a. Żydowski Instytut Historyczny im. Emanuela Ringelbluma [ŻIH]. Warszawa 2014. XL, 817 S., graph. Darst., Kt., Tab., CD-ROM, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-61850-89-2;

Bd. 14: Kolekcja Hersza Wassera. [Die Sammlung von Hersz Wasser.] Bearb. von Katarzyna Person. ŻIH. Warszawa 2014. XXIV, 385 S., graph. Darst., Kt., Tab., CD-ROM, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-61850-93-9;

Bd. 15: Wrzesień 1939. Listy kaliskie. Listy płockie. [September 1939. Briefe aus Kalisch. Briefe aus Płock.] Bearb. von Tadeusz E p s z t e i n, Justyna M a j e w s k a und Aleksandra B a Ń k o w s k a. ŻIH. Warszawa 2014. VIII, 411 S., Kt., CD-ROM, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-61850-94-5.

2014 sind drei weitere Bände der wissenschaftlichen Edition von Materialien aus dem Untergrundarchiv des Warschauer Gettos erschienen.¹ Hier ist zunächst Tadeusz E p s z t e i n und den Bearbeiterinnen zu danken, die die Dokumente im Auftrag des Warschauer Jüdischen Historischen Instituts (ŻIH) zusammengestellt und kommentiert haben. Sie würdigen damit zugleich den Einsatz jener Menschen, die in unvorstellbar schwerer Zeit als Berichterstatter, Mitarbeiter jüdischer Einrichtungen, Sammler und in sonstigen verantwortlichen Funktionen (Mit-)Urheber der nun herausgegebenen Archivalien waren.

Der umfangreichste 12. Band enthält Dokumente, welche die Tätigkeit des Warschauer Judenrats in den Jahren zwischen 1939 und 1943 betreffen. Sie sind unterteilt in 155 Schriftstücke aus dem Zeitraum bis zum 22. Juli 1942, als die Massendeportationen ins Vernichtungslager Treblinka begannen, und 19 weiteren Dokumenten aus dem folgenden Halbjahr. Das in chronologischer Hinsicht letzte Dokument (Nr. 167) ist auf den 5. Januar 1943 datiert. Der Band setzt ein mit einer Schilderung der Grundlagen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft über die 400 000 bis 500 000 im Warschauer Gettoviertel eingepferchten Juden, die seit Herbst 1940 vom umliegenden Stadtgebiet durch hohe Mauern abgetrennt waren. Die 13 hiermit zusammenhängenden amtlichen Verfügungen, Bekanntmachungen und Bescheinigungen wurden ebenso aus dem Deutschen übersetzt wie die folgenden 36 Dokumente aus der amtlichen Korrespondenz zwischen den deutschen Be-

¹ Zu den 2011 erschienenen Bänden und zum Findbuch für diesen Bestand siehe meine Sammelrezension in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 62 (2013), S. 365-369, zu den 2012 und 2013 herausgekommenen Bänden 6-11 und 13 siehe meine Sammelrezension ebenda 64 (2015), S. 610-616.

hören und Stellen der Warschauer Stadtverwaltung.² Die übrigen Dokumente wurden auf Polnisch und in jiddischer Sprache verfasst.

Der nächste, umfangreiche Abschnitt enthält die überlieferten Schriftstücke der Judenratsverwaltung und ihrer zahlreichen (Unter-)Abteilungen, darunter Bekanntmachungen, Anordnungen, Listen und Berichte. Die Dokumente sind hier den einzelnen Verwaltungsabteilungen zugeordnet.

Die Einleitung und die Kommentierung weisen – wie im Fall der vorausgegangenen Bände – die Bearb. Marta Janczewska als versierte Kennerin der polnischsprachigen Forschungsliteratur aus. Zuweilen bleibt die Kommentierung hinter den Erwartungen zurück. Nicht zuletzt sind die Biogramme zu in den Dokumenten erwähnten Akteuren qualitativ sehr uneinheitlich und nur selten ausführlich genug. Dies gilt für Polen und Juden, wie beispielsweise Kazimierz Andrzej Kott (S. 330) und Erika Grasberg (*1938), die sich später Irena Milewska nannte (S. 688).³ Lückenhaft sind die Angaben zu Repräsentanten der Besatzungsverwaltung. Über sie erfahren wir selbst dann wenig, wenn die Forschung viel über sie zusammengetragen hat, wie im Fall von Dr. Max Frauendorfer (1909-1989), dem Leiter der Abteilung Arbeit in der Regierung des Generalgouvernements (GG). Allzu wenige biografische Informationen sind den Anmerkungen zu Kurt Hoffmann (†1943), dem Leiter des Warschauer Arbeitsamts, zu dessen Untergebenem Otto Peemöller (*1897), dem Würzburger Baurat Erwin Suppinger (1886-1955), dem Polizeichef im besetzten Warschau Dr. Otto Bethke, dem Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht Warschau Staatsanwalt Dr. Baden, seinem Kollegen Dr. Peter oder auch dem 1942 bei der Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung tätigen Rechtsanwalt Dr. Eduard Wilhelm von Wendorff zu entnehmen. Mehr Aufmerksamkeit hätten auch der Hauptnutznießer der Zwangsarbeit im Getto, der Bremer Kaufmann Walther Caspar Többens (1909-1954), und zumindest die lokalen Betriebsleiter der Firma des Danzigers Fritz Schultz, darunter dessen Geschäftsführer, der Volkswirt Rudolf Neumann (1901-1983), verdient. Der Finanzdezernent in der deutschen Stadtverwaltung in Warschau Dr. Hermann Fribolin (1886-1944), vormals Bürgermeister von Karlsruhe, erscheint in dieser Edition mit dem Vornamen Horst. In der Einleitung wird zwar auf die Rolle des Berliner Rechtsanwalts Heinz Auerswald (1908-1970) eingegangen (S. XXIX), der für die Juden im Distrikt Warschau des GG zuständig und vom 15. Mai 1941 an zugleich „Kommissar für den jüdischen Wohnbezirk in Warschau“ war. Eine genauere und hier notwendig erscheinende Schilderung der Verantwortlichkeiten bei der Deportation der jüdischen Warschauer nach Treblinka unterbleibt jedoch; der Name von Odilo Globocnik taucht nicht auf, und dessen Leiter des Stabs „Einsatz Reinhardt“ und „Beauftragter für die Umsiedlung“ aus Warschau, Hermann Höfle (1911-1962), wird konsequent falsch geschrieben. Ähnlich ist es mit einer Reihe weiterer zeitgenössischer deutscher Begriffe und Namen (z. B. auf S. XXVII, 109, 166, 735, 757). Angesichts des beklagenswerten Erhaltungszustands der Originale verwundert es nicht, dass stellenweise unterschiedliche Lesarten ins Spiel kommen; freilich wäre darauf zu achten, dass das bei der Abschrift notierte Wort tatsächlich existiert – siehe beispielsweise das in Dok. 99 gelesene „Oberbahnstoff“- Lager, hinter dem sich ein Oberbaustoff- und Weichenlager der Ostbahn verbirgt (S. 399).

Der von Katarzyna Person bearbeitete Band 14 enthält verschiedenartige Texte aus der Sammlung von Hersz Wasser (1912-1980). Von Beruf Volkswirt, war Wasser für die

² Die Originalfassungen aller Dokumente lassen sich der beigelegten CD-ROM entnehmen. Dort sind die Dokumente allerdings nur bis Nr. 83 durchlaufend nummeriert, so dass der Rückgriff auf das Original zumeist über die Signatur erfolgen muss.

³ Siehe SUSANNE HEIM, ULRICH HERBERT u. a. (Hrsg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Bd. 9: Polen: Generalgouvernement August 1941-1945, bearb. von KLAUS-PETER FRIEDRICH, München 2014, Dok. 130, S. 413 f.

Partei Poale Zion-Linke aktiv. Zu Beginn der Besatzung gehörte er zu der Gruppe um Emanuel Ringelblum, die das Untergrundarchiv des Gettos (mit dem Decknamen Oneg Schabbat) aufbaute. Im Warschauer Getto arbeitete Wasser als Leiter der Zentralen Flüchtlingskommission. Er gehörte zu den ganz wenigen, denen das Überleben glückte; 1950 ging er nach Israel. Bei der Bergung der vergrabenen Archiv-Materialien 1946 und ihrer Inventarisierung fiel ihm eine bedeutende Rolle zu. Dabei entnahm er 244 Dokumente, die er 1947 nach und nach an das mit dem ŻIH geistig verschwisterte YIVO-Institut in New York sandte; dort lagern sie bis heute in der Hersh Wasser Collection (HWC). Band 14 enthält sie nun erstmals gesammelt in polnischer Sprache.

Der erste Abschnitt umfasst das Tagebuch Wassers für den Zeitraum zwischen dem 1. Dezember 1940 und dem 10. Juni 1942. Im zweiten Abschnitt „Alltagsleben und Verwaltung“ befinden sich vor allem Texte von ins Ausland geschickten Briefen und Postkarten (mit den Eingriffen der Zensur), während im Folgenden die – stets unzulängliche – Hilfe für die im Getto gestrandeten Flüchtlinge angesprochen wird. Eine Liste enthält die Namen von 476 in den überfüllten Sammelstellen des Gettos Verstorbenen. Abschnitt 4 hat die Betreuung der Kinder des Gettos zum Thema. Auch hier findet sich eine lange Liste – sie enthält die Namen der Mitarbeiter der für mittellose Kinder eingerichteten Speiseräume und Heime. Im Weiteren geht es um die Gesundheitsabteilung des Judenrats, um wirtschaftliche und Versorgungsfragen. Abschnitt 8 umfasst Berichte aus Orten außerhalb von Warschau, darunter aus Plock, Gorlice und Slonim; aus Lublin ist der Brief einer verzweifelten Frau ohne Namensangabe überliefert, die während der brutalen Vernichtung des dortigen Gettos an einen Adressaten im Warschauer Getto abgeschickt wurde (Dok. 42, S. 304 f.). Am Ende stehen Erfahrungsberichte von Insassen über die Zustände in den Arbeitslagern, unter anderem in Pustków.

Die von Wasser ausgewählten Schriftstücke stellen gewissermaßen einen Querschnitt dar, in dem sich das Schicksal der Juden Polens widerspiegelt. Genau genommen gehören sie jedoch in einen anderen Kontext dieser Edition, die sich in erster Linie an Kriterien der geografisch-administrativen Ordnung unter der Besatzung und an der Trennung in bestimmte Textsorten orientiert: Die Schriftstücke drehen sich vor allem um das Geschehen im Warschauer Getto, Briefe und Postkarten sind schon in früheren Bänden separat veröffentlicht worden.

Im 15. Band der Edition sind drei unterschiedliche Teilbereiche des Untergrundarchivs zusammengefasst. Sie betreffen den Zeitraum zwischen 1939 und 1941 im GG und in den vom Reich annektierten westpolnischen Gebieten. Der erste Teilbereich begibt sich in der Chronologie an den Anfang zurück – in den September 1939 nach dem Angriff der Wehrmacht auf Polen. Sieben der 31 Dokumente vergegenwärtigen die Erfahrungsebene der Warschauer Bevölkerung, 16 die Erfahrungen, die Juden außerhalb der Hauptstadt machten, darunter der Bericht von Szmuel Zeldman, der Ende September in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet und zum Arbeiten nach Guben gebracht wurde⁴; acht weitere zeigen, was Kriegsgefangene in den Lagern erlebten. Manche berichten über Gespräche mit deutschen Soldaten, ein anderer über das international zusammengesetzte Lager in der Lipowa-Straße in Lublin, wo unter dem Regime des Lagerkommandanten Hermann Dolp Hunger und Krankheiten grassierten, wieder ein anderer über die Misshandlungen, die jüdischen Gefangenen von der Festnahme in Siedlce bis zur Einlieferung ins Kriegsgefangenen-Lager Stablack, wo die Schlechterbehandlung der Juden zum System gehörte, zugefügt wurden. Marian Liberman erzählte den Sammlern des Archivs von den Gehässigkeiten seiner polnischen Landsleute. Im März 1940 wurden die Kriegsgefangenen ins GG deportiert und dort entlassen. Alle Dokumente sind auf vorbildliche Weise kommentiert, wobei der Ver-

⁴ HEIM/HERBERT (wie Anm. 2), Band 4: Polen – September 1939 bis Juli 1941, bearb. von KLAUS-PETER FRIEDRICH, München 2011, Dok. 93, S. 248-252.

such, Genaueres über einzelne Personen zu ermitteln, an enge Grenzen stößt. Daher erfahren wir nur zu oft, dass nähere Angaben über diesen oder jenen fehlen.

Die 93 Dokumente im zweiten Teil des Buches sind einem der problematischsten Teile des Untergrundarchivs entnommen: den Briefen aus Kalisch. Sie sollten den Kontakt zur Außenwelt aufrechterhalten. Doch sind sie dermaßen schlecht erhalten, dass sich der Großteil nicht mehr entziffern lässt. Insofern ist dieser Zustand durchaus symbolisch, wie die Bearb. erklärt: Die Briefe „sind verderbt, lediglich in Bruchstücken leserlich, die abreißen, so wie die Lebensläufe ihrer Absender und Adressaten“ (S. 197). Durch mühevoll Kleinarbeit ist es Justyna Majewska allerdings in der Kommentierung gelungen, einige der Sachverhalte zu rekonstruieren.

Aleksandra Bańkowska, die Bearbeiterin des dritten Teils, widmet sich einer weiteren Sammlung von 39 Briefen. Sie beziehen sich auf die Verfolgung der rund 9000 Juden aus Plock. Sie bildeten bis 1939 über ein Viertel der Stadtbevölkerung. Gleich nach der Besetzung, Plünderung und systematischen Beraubung der jüdischen Einwohner schlossen die deutschen Machthaber die Stadt dem Deutschen Reich als Teil des neugeschaffenen Regierungsbezirks Zichenau an. Von hier aus agierte die Gestapo, 1940 bis 1942 übrigens unter der Leitung des für die Judenverfolgung maßgeblich verantwortlichen Hartmut Adolf Pulmer (1908-1978). Im Zuge der nationalsozialistischen Politik, auf Kosten der Nachbarvölker neuen Lebensraum zu gewinnen, erhielt Plock am 21. Mai 1941 den Namen Schröttersburg. Im September 1940 hatten die Deutschen die jüdischen Einwohner in einem Getto konzentriert, ehe sie diese im Februar und März 1941 (neben 5000 polnischen Einwohnern) aus ihrer Heimat in das Lager Soldau (Działdowo) verschleppten und von dort in verschiedene Gemeinden des Distrikts Radom umsiedelten. Viele flohen vor den Gräueltaten ins sowjetisch besetzte Gebiet, mehrere Hundert begaben sich ins Getto von Warschau. Dort schlossen sich die Vertriebenen zu einer Landsmannschaft zusammen, durch die man – wenngleich verstreut – gegenüber den zentralen jüdischen Einrichtungen im GG gemeinsame Interessen vertrat, untereinander Kontakt hielt und Hilfeleistungen zu verteilen versuchte. Von der Landsmannschaft wurden die Briefe dem Untergrundarchiv zur Abschrift übergeben. Sie gehören zu den letzten Zeugnissen einer Gruppe von Menschen, die sich unter unsäglichen Bedingungen um das Überleben bemühte, noch bevor die deutsche Verwaltung des GG sie dort umkommen ließ oder in den Vernichtungslagern ermordete.

Die chronologisch angeordneten, vorbildlich kommentierten Briefe stammen aus dem Zeitraum zwischen dem 13. März und dem 18. Juni 1941. Sie belegen, wie stark sich die beispiellose Vertreibungspolitik der deutschen Besatzer schon in dieser Phase – kurz vor Beginn der planmäßigen Massenmorde in den ersten Tagen des Vernichtungskriegs gegen die Sowjetunion – radikalisiert hatte.

Wie auch die bisherigen edierten Teile des Untergrundarchivs Oneg Schabbat geben die in Band 12, 14 und 15 abgedruckten Dokumente mannigfaltige Einblicke in das den jüdischen Einwohnern aufgezwungene Martyrium. Für die weitere Erforschung des nationalsozialistischen Judenmords im besetzten Polen bietet insbesondere der von Janeczewska bearbeitete Band (trotz gewisser Mängel) eine nun leicht verfügbare und enorm wichtige Grundlage, da er den Kernbestand der Materialien enthält, die über die Verfolgung der Juden Zeugnis ablegen, die sich in Warschau aufhielten. Bei der Bearbeitung der noch anstehenden Teile des Archivbestands ist den Verantwortlichen Geduld und Ausdauer zu wünschen, damit das Niveau gehalten wird, das mit den zuletzt publizierten Bänden erreicht wurde.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Alwin Meyer: Vergiss deinen Namen nicht. Die Kinder von Auschwitz. Steidl, Göttingen 2015. 757 S., Ill. (€ 38,80.)

Es ist schon lange her, dass ein ähnlich wichtiges Buch über das ehemalige deutsche Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz erschienen ist. Beim nationalsozialistischen Mord an den Juden und den Sinti und Roma wurden weit mehr als eine Million Kinder und Jugendliche ermordet. Im landläufigen Verständnis ist dies – selbst unter besser Informierten – kaum bekannt. Was das jedoch bedeutet(e), macht nun jenseits der unvorstellbar großen Zahl Alwin Meyer mit seiner Darstellung deutlich, die vor allem auf intensiven persönlichen Gesprächen mit jenen beruht, die den Terror der Nationalsozialisten als Kinder erlebten – und bis heute überlebten. In den Blick gerät die Lage in Deutschland und in den besetzten Gebieten – in Griechenland, den Niederlanden, Polen, Tschechien, Ungarn, Weißrussland, der Ukraine und der Slowakei. Den Schwerpunkt bildet die Judenverfolgung, anfangs insbesondere in Theresienstadt. Anhand von zahlreichen individuellen und Familienlebensverläufen zeichnet der Vf. den Mechanismus des nationalsozialistischen Vernichtungswerks nach: von der Diskriminierung, Ausgrenzung und Beschränkung der Lebensmöglichkeiten, die sich in Mangelernährung und Krankheiten niederschlug, über die behördliche Beraubung und Zwangsarbeit bis hin zur Verschleppung in die Arbeits-, Konzentrations- und Vernichtungslager.

Die Schilderung ist deshalb so interessant, weil M. seine in den unterschiedlichsten Winkeln Europas beheimateten Zeitzeugen in wohl komponierter Aufeinanderfolge nahezu parallel zu Wort kommen lässt. Dabei bettet er die Aussagen gewöhnlich in Informationen ein, die sich den Nachschlagewerken und der leicht zugänglichen Literatur entnehmen lassen. Zudem stehen die Beschreibungen in enger Beziehung zu den eingefügten Farb- und Schwarzweißfotos.

Als Nichtjude eine Ausnahme unter den Porträtierten ist der Frankfurter Sinto Herbert Adler. In der zweiten Hälfte werden aber die Schicksale von mehreren nichtjüdischen Kindern nachgezeichnet, die als Säuglinge nach Auschwitz kamen oder dort geboren wurden. Laut Lagerordnung wurden Frauen, die mit kleinen Kindern ankamen, sofort in die Gaskammern getrieben. Daher erlebten nur sehr wenige den Tag der Befreiung. Unter ihnen war die kleine Lidia aus Minsk, die im Januar 1945 schon mit einem Bein im Grab stand, ehe ihre polnischen Pflege- und dann Adoptiveltern ihr das Leben retteten; erst 1962 sollte sie ihr glückliche, ihre leibliche Mutter in der Ukraine wiederzufinden, die 1945 in Bergen-Belsen befreit worden war. Sie hatte ihrer Tochter eingeschärft: „Vergiss deinen Namen nicht“ (S. 231).

Nicht alle Suchbemühungen führten zum Erfolg, und wenn die Trennung von der Herkunftsfamilie erst nach Jahren überwunden wurde, ergaben sich emotional schwierige Situationen, da die Kinder inzwischen in ihrer eigenen Umgebung aufgewachsen waren. Bis heute gibt es in Israel viele Familien, die nach Angehörigen forschen.

Nur wenige kehrten nach 1945 an ihre alten Wohnorte zurück. Einer von ihnen ist Adolph Smajovitch-Goldenberg aus der ukrainischen Karpaten-Gemeinde Bilky. Rabbi Chaim Schlomo Hoffman, der als Siebenjähriger aus dem ungarischen Debrecen nach Bergen-Belsen verschleppt worden war, ging nach Israel, doch seit anderthalb Jahrzehnten lebt er in Mukačeve, um die dort verbliebenen 250 Juden zu betreuen (S. 665).

Man merkt dem Buch an, dass es in jahrelanger hingebungsvoller und gewiss oft mühevoller Kleinarbeit entstanden ist. Allerdings mag man sich nicht allen Feststellungen anschließen, etwa über den Veteranenverein Reichsbund jüdischer Frontsoldaten, der sich keineswegs als Speerspitze im Kampf gegen den Antisemitismus in Deutschland verstand (S. 56). Ungenau sind auch die Ausführungen über das Warschauer Getto (S. 252 ff.). Die Zahl der Juden im Deutschen Reich vor dem Nationalsozialismus ist mit 500 000 zu gering angegeben (S. 37). Zudem wären einige Schreibfehler und unvollständige Sätze zu korrigieren.

Nicht wenige der traumatisierten Überlebenden machen bis heute einen großen Bogen um das Land der Täter und mögen die deutsche Sprache nicht hören. Überdies leiden sie

unter dem weiterhin wenig einfühlsamen Umgang deutscher Behörden mit den Ansprüchen der Verfolgten auf Ersatz für Arzt- und Krankenhauskosten, die sich als Folge ihrer Erlebnisse unter dem NS-Regime ergeben (S. 641).

Angesichts der Wiederkehr von Rechtspopulismus und -radikalismus wäre es wünschenswert, wenn dieses Buch in einer auf ganz Wesentliches gekürzten Version auch zur Schullektüre gemacht werden könnte. Daher sollten es sich die betreffenden Landeszentralen für politische Bildung angelegen sein lassen, seine Verbreitung zu fördern. Da das Buch mit einer Wanderausstellung großformatiger Fotos der verfolgten Kinder verbunden ist, ergibt sich hoffentlich für viele die Gelegenheit, sich auf neue Weise mit den Verbrechen der Nationalsozialisten auseinanderzusetzen – und sich dabei einiger jener Kinder zu erinnern, die ermordet wurden.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Das Höcker-Album. Auschwitz durch die Linse der SS. Hrsg. von Christophe Busch, Stefan Hördler und Robert Jan van Pelt. Übers. von Verena Kiefer, Birgit Lamerz-Beckschäfer und Peter Oliver Loew. von Zabern. Darmstadt 2016. 340 S., Ill. ISBN 978-3-8053-4958-1. (€ 49,95.)

Die Hrsg. präsentieren eine bildliche Schlüsselquelle zu dem wohl bekanntesten nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslager: die lose überlieferten Seiten eines privaten Fotoalbums, das dem Adjutanten der Kommandanten in Majdanek und Auschwitz Karl Höcker (1911-2000) zugeschrieben wird. Der US-amerikanische Militärnachrichtendienst fand das Album 1946 und überließ es 2006 dem US Holocaust Memorial Museum. Da sich das Wirken Höckers im deutsch besetzten Polen anhand überlieferter Schriftquellen kaum nachweisen lässt, ist dieses Fotoalbum eine besonders wertvolle, zeitnahe Quelle. Das NS-Regime hatte Höcker schnell sichere Einkommensverhältnisse und ab 1939 große Karrierechancen im KZ-System eröffnet: zunächst im alten Reichsgebiet und anschließend als Adjutant der Kommandanten in den deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern in Polen. Dafür wurde er nach Kriegsende in Frankfurt am Main und Bielefeld vor Gericht angeklagt und verurteilt.

Für die Buchveröffentlichung wurden die einzelnen Albumseiten auf einen Abbildungsmaßstab von 11 x 15,8 cm verkleinert, wodurch das Album des SS-Adjutanten von Auschwitz seine „Aura“ verliert. Es ist also kein möglichst maßstabsgetreues Faksimile, wie es beispielsweise im Fall des Katzmann-Berichts vorliegt.¹ Die Hrsg. reihen stattdessen jeweils im Anschluss an eine reproduzierte Albumseite nochmals alle einzelnen Fotos vergrößert hintereinander. Die Bilder werden so aus dem lebensgeschichtlichen Erzählzusammenhang ihres ursprünglichen Besitzers herausgelöst, und sie wurden mit neuen Beschriftungen versehen (S. 188), die der beim quellenkritischen Vorgehen² nachrangigen Identifikation einzelner Personen dienen.

Wie viele andere Zeitgenossen ordnete Höcker die Bilder in seinem privaten Fotoalbum thematisch an. Mehrere Porträts innerhalb des Albums stellen ihn selbst dar – umgeben von den visuellen Insignien seines Ranges in der SS-Hierarchie. Die Fotografien zeigen ferner offizielle Zeremonien und Besucher des SS-Lagerpersonals in Auschwitz, eine Besichtigung des Kohlebergbaus in Jawiszowice und Schießübungen des Kommandanturstabs. Thematisch im Zentrum steht auf seinen Bildern von Auschwitz das gesellige Leben des SS-Lagerpersonals in der nahe Porąbka gelegenen Hütte „Solatal“, die für die SS-

¹ FRIEDRICH KATZMANN: Rozwiązanie kwestii żydowskiej w dystrykcie Galicja / Lösung der Judenfrage im Distrikt Galizien, bearb. von ANDRZEJ ŻBIKOWSKI, Warszawa 2001.

² WOLF BUCHMANN: „Woher kommt das Photo?“. Zur Authentizität und Interpretation von historischen Aufnahmen in Archiven, in: Der Archivar 52 (1999), S. 296-306.

Männer zum Erholungsort ausgebaut worden war. Hier abseits des Lagers und der Stadt Auschwitz (Oświęcim) erholten sie sich zusammen mit „Kameraden“ und SS-Helferinnen. Die in dieser Hütte veranstalteten Schulungen, Filmvorführungen und Freizeitaktivitäten sollten ihr Gemeinschaftsgefühl stärken und die Arbeit in dem monströsen ostoberschlesischen Lagerkomplex vergessen machen.

Die Hrsg. stellen dem umfangreichen Bildteil (S. 188-335) eine Reihe geschichtswissenschaftlicher Fachbeiträge voran. Diese behandeln die Biografie des Album-Besitzers, die Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers sowie die Freizeitkultur der SS-Lagermannschaft, ferner die auf den Fotografien unübersehbaren SS-Helferinnen und die individuellen Erfahrungen eines Enkels des Arztes Heinz Baumkötter beim Versuch einer Rekonstruktion der Beteiligung seines Großvaters an den Mordverbrechen in Auschwitz. Die innere Quellenkritik der privaten Bildwelt des Auschwitz-Adjutanten Höcker konzentriert sich vorrangig auf die darin zum Ausdruck kommende mentale Polarisierung zwischen der SS als „eigener“ Gruppe und den „anderen“: den Polen, den sowjetischen Kriegsgefangenen, den Roma und nicht zuletzt den aus allen Teilen des deutsch besetzten Europa deportierten Menschen jüdischer Herkunft, die das NS-System zu seinem inneren und äußeren Hauptfeind erklärt hatte. Das private Fotoalbum zeigt nur die eigenen „Kameraden“ und deren feierliche Beisetzung (S. 327), nicht aber das Töten abertausender „anderer“ in Auschwitz. Die von der SS betriebene Entmenschlichung ihrer Opfer, die von der damals allgegenwärtigen NS-Bildpropaganda begleitet wurde, wird allerdings nur dann offensichtlich, wenn auch die privaten Fotos der ermordeten jüdischen Einwohner – z. B. des ostoberschlesischen Städtchens Będzin – im Vergleich zum NS-Pressebildprogramm herangezogen werden.³ Als historische Bildquelle demonstriert das Fotoalbum Höckers paradigmatisch, wie eklatant sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen des SS-Lagerpersonals in Auschwitz von denen der deutschen Wehrmachtssoldaten in den lebensbedrohlichen Kämpfen an den zahlreichen Kriegsfrenten unterschieden.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um einen verdienstvollen Versuch, das „Unvorstellbare“ der Mordverbrechen in Auschwitz verständlicher zu machen, indem der breiten Öffentlichkeit eine visuelle Schlüsselquelle der strafrechtlichen Verfolgung des SS-Lagerpersonals zur Verfügung und in einen neuen, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Interpretationszusammenhang gestellt wird.

Frankfurt am Main

Miriam Y. Arani

³ KERSTEN BRANDT, HANNO LOEWY u. a. (Hrsg.): *Zanim odeszli ... fotografie odnalezione w Auschwitz / Before They Perished ... Photographs Found in Auschwitz / Vor der Auslöschung ... Fotografien gefunden in Auschwitz*, 2 Bände, Oświęcim 2001.

Angelika Benz: Handlanger der SS. Die Rolle der Trawniki-Männer im Holocaust. Metropol. Berlin 2015. 309 S., Ill. ISBN 978-3-86331-203-9. (€ 24,-)

Angelika Benz hat mit ihrer bei Michael Wildt verfassten Dissertation eine Studie zu einer bislang in der Forschung vernachlässigten Gruppe vorgelegt, die beispielhaft für das fließende Ineinanderübergehen von Tätern und Opfern im Holocaust ist. Die Trawniki dienten zunächst in Wachmannschaften der Vernichtungslager Treblinka, Sobibor und Belzec und waren – das wird in der Studie deutlich – eine ausgesprochen heterogene Gruppe, sowohl was die nationale Zusammensetzung als auch was den Grad an Freiwilligkeit und Zwang bei der Anwerbung angeht: Rekrutiert wurden anfangs vor allem gefangene Rotarmisten, ab 1943 auch ukrainische Zivilisten und Einheimische aus dem Generalgouvernement. Zu den Trawniki gehörten nicht nur Ukrainer, die die größte Gruppe stellten, sondern auch Polen sowie Angehörige anderer Nationalitäten der Sowjetunion und „Volksdeutsche“. Konnte die SS anfangs vielfach auf freiwillige Meldungen von kriegsgefangenen Rotarmisten zählen – wobei die Freiwilligkeit angesichts der Bedingungen in

den Lagern zu hinterfragen wäre, was die Vf. jedoch leider unterlässt – griff sie später zum Mittel der Zwangsrekrutierung.

Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden sind die Trawniki in jüngerer Zeit durch das Strafverfahren gegen Iwan (John) Demjanjuk, über das die Vf. bereits eine Monografie vorgelegt hat.¹ Der Tätigkeitsbereich der Trawniki war jedoch nicht auf die Vernichtungslager der „Aktion Reinhardt“ begrenzt; vielmehr wurden sie auch bei der Partisanenbekämpfung, bei der Räumung der Ghettos (darunter bei der Niederschlagung des Warschauer Ghettoaufstands 1943) und – nach Abschluss des systematischen Mordes an den Juden im Generalgouvernement Ende 1943 – auch in den Wachmannschaften von Konzentrationslagern im Reich eingesetzt. Formal waren sie Teil der SS, doch war – worauf die Vf. hinweist – die Behandlung durch ihre deutschen Vorgesetzten von Willkür geprägt, die von freundschaftlichen Verhältnissen über Misshandlungen bis hin zu Tötungen reichte.

Die Autorin geht bei der Bewertung der Rolle der Trawniki ausgesprochen differenziert vor. Weder sei das Verhältnis zur SS generalisierbar, noch sei die oft anzutreffende pauschale Zuschreibung, die Trawniki seien „brutaler als die SS“ gewesen, in dieser Form haltbar (S. 276). Allerdings war auch nach Meinung der Vf. die Mehrzahl „brutal und sadistisch“ (ebenda) – ein insgesamt jedoch wenig überraschendes Ergebnis, das – vor allem aufgrund des von der Vf. konstatierten Quellenmangels – recht beliebig anmutet. Etwas befremdlich wirkt der Vergleich der Trawniki mit den jüdischen Ghettopolizisten und den Häftlingen der Sonderkommandos, den die Vf. dazu verwendet, die Rolle der Trawniki einzuordnen. Beide Gruppen hätten die Vernichtungsmaschinerie am Laufen gehalten und dabei die eigene Vernichtung vor Augen gehabt. Der Vergleich an sich ist legitim und auch aufschlussreich – aber es wäre besser gewesen, ihn nicht zur Bewertung des Handelns einer Gruppe zu verwenden, um fehlende Quellen auszugleichen.

Auf Grundlage einer knappen Darstellung des Krieges gegen die Sowjetunion geht die Vf. auf die Kriegsgefangenschaft der Rotarmisten ein, der sie zu Recht eine existenzielle Bedeutung für die freiwilligen Meldungen zuweist. Leider bleiben ihre Ausführungen dabei aber sehr im Allgemeinen und sind mit sechs Seiten Umfang auch recht knapp geraten.

Das stärkste Kapitel der Arbeit behandelt das Lager Trawniki, wobei sich die Autorin völlig zu Recht auf das Ausbildungslager konzentriert und das am gleichen Ort existierende Zwangsarbeitslager für Juden kürzer abhandelt. Man erfährt hier, wie die Anwerbungen in den Kriegsgefangenenlagern für Rotarmisten funktionierten. Anschließend geht B. auf das deutsche Personal ein, schildert die Ausbildungsinhalte und die Integration der Trawniki in die SS sowie deren Ausrüstung, Sold und die militärische Einteilung in Einheiten, erläutert die Disziplinar- und Strafmaßnahmen und den Einsatz der Trawniki-Männer außerhalb der Vernichtungslager.

Einzelne der hier aufgegriffenen Themen – etwa die Strafmaßnahmen oder die Gründe, aus denen ein gefangener Rotarmist nach Trawniki gelangen konnte – werden in den beiden folgenden Kapitel mehrfach wiederaufgegriffen, sodass die Gliederung der Arbeit nicht gänzlich durchdacht wirkt. Dies betrifft auch weitere Aspekte, etwa die Rekrutierung der Trawniki und den Vergleich mit den „Arbeitsjuden“.

Kapitel 4 behandelt die „Aktion Reinhardt“ und beschreibt die Rolle der Trawniki als „Erweiterung“ (S. 27) des SS-Personals in den Vernichtungslagern. Leider verlässt die Autorin hier ihren Untersuchungsgegenstand und widmet sich mit der Durchführung des Massenmords an der jüdischen Bevölkerung des Generalgouvernements, dem deutschen Personal und seiner Rolle beim Krankenmord solchen Aspekten, die gut bekannt sind. Die spezifische Rolle der Trawniki, die eigentlich im Mittelpunkt stehen sollte, kommt dabei ein wenig zu kurz.

¹ ANGELIKA BENZ: Der Henkersknecht. Der Prozess gegen John (Iwan) Demjanjuk in München, Berlin 2011.

Im fünften Kapitel – lt. B. dem „Kernstück“ (S. 28) ihrer Arbeit – legt die Vf. Motive, Wege ins System Trawniki sowie unterschiedliche Handlungsoptionen und -spielräume dar. Hier finden sich interessante Ausführungen zum Alltag des Wachpersonals im Vernichtungslager. Den Abschluss bildet ein Kapitel zur „Strafverfolgung nach 1945“, wobei sie vor allem dem Prozess gegen Demjanjuk breiten Raum widmet. Etwas enttäuschend ist, dass die Vf. hier nicht die Frage nach Prozessen in Polen stellt, dafür aber mehrere Verfahren gegen das deutsche SS-Personal von Trawniki schildert.

Trotz der angesprochenen Mängel hat die Vf. eine Studie vorgelegt, die zeigt, wie wenig die Schwarz-Weiß-Kategorisierung von Tätern auf der einen und Opfern auf der anderen Seite der Realität entsprach. Ihre Arbeit regt zu weiteren Studien an und wirft, wie die Vf. selbst schreibt, zahlreiche weitere Fragen auf, etwa zur Rekrutierung oder zum Nachkriegsschicksal und zur Verarbeitung der eigenen Taten.

München

Maximilian Becker

Claudia Weber: Krieg der Täter. Die Massenerschießungen von Katyń. Hamburger Ed. Hamburg 2015. 471 S., Kt. ISBN 978-3-86854-286-8. (€ 35,-)

Erinnerung hat ihre eigene Geschichte und wandelt sich im Laufe der Zeit. Diese Feststellung hat gerade für die Erinnerung an die Zeit des Zweiten Weltkriegs in den letzten zwei Jahrzehnten einen wahren Boom an Forschungsliteratur hervorgebracht. Während sich die Literatur aber im Wesentlichen auf nationale Fallstudien oder auf konflikthafte Erinnerungen zwischen Nationen konzentriert, zeigt die vorliegende Studie am Beispiel des Massenmords an polnischen Offizieren im Frühjahr 1940 bei dem westlich von Smolensk gelegenen Ort Katyn' (poln. Katyń), in welchem Maße die Konfliktkonstellation des Kalten Krieges die Erinnerung an die Zeit des Weltkriegs bestimmte.

In einem ersten Abschnitt der Studie skizziert Claudia Weber das Geschehen selbst, nämlich den sowjetischen Massenmord im Frühjahr 1940, bei dem in Katyn' gut 4400 Personen getötet wurden. Zusammen mit Massenmorden an polnischen Offizieren und Gefängnisinsassen an anderen Orten waren es aber vermutlich mehr als 20 000 Polen, die dies später mit dem Namen Katyń verbundenen Verbrechen zum Opfer fielen.

In einem zweiten Abschnitt schildert die Vf. den Beginn des „Propagandakriegs“ im Frühjahr 1943, nachdem die Deutschen das Massengrab bei Katyn' entdeckt hatten. Als nach der Niederlage von Stalingrad die deutsche Kriegsführung in der Sowjetunion in eine immer kritischere Lage geraten war, erkannten der deutsche Propagandaminister Joseph Goebbels und andere hohe NS-Funktionäre den propagandistischen Wert dieser Entdeckung. Sie sollte dazu genutzt werden, Gegensätze zwischen den Alliierten, insbesondere der polnischen Exilregierung und der Sowjetunion, zu erzeugen, die polnische Bevölkerung unter deutscher Herrschaft zur Unterstützung der deutschen Kriegsanstrengungen zu mobilisieren und möglicherweise auch von deutschen Verbrechen abzulenken, deren Aufdeckung mit den sowjetischen Rückeroberungen nun in größerem Maße und mit besseren Belegen als bisher drohte. Alle diese deutschen Propagandaziele scheiterten, die deutsche Kampagne machte das sowjetische Verbrechen aber gleichwohl international und insbesondere in der polnischen Öffentlichkeit bekannt und verband das Schicksal der polnischen Offiziere mit dem Namen „Katyń“. Die sowjetische Seite, die ihre Täterrolle von Anfang an bestritten hatte, verbreitete im Jahr 1944, als das Gebiet um Smolensk zurückerobert war, einen eigenen Untersuchungsbericht, der die deutsche Täterschaft belegen sollte. Er bildete die Grundlage dafür, die Massenerschießung von Katyń als Verbrechen der Wehrmacht in die Anklage beim Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher einzubeziehen. Die sowjetischen Ankläger scheiterten allerdings bei dem Vorhaben, Katyń als deutsches Verbrechen im Urteil des Nürnberger Prozesses festzuschreiben, am Widerstand der von den westlichen Alliierten entsandten Richter, wie die Vf. in einem weiteren Abschnitt des Buches beschreibt.

Der letzte große Abschnitt des Buches skizziert dann weitere internationale Debatten über Katyń seit den 1950er Jahren. Die Reaktionen der westlichen Alliierten während der Kriegszeit waren in hohem Maße von dem aktuellen politischen Interesse bestimmt, die Beziehungen mit der Sowjetunion nicht zu belasten, sodass sie Katyń nicht als sowjetisches Verbrechen bezeichneten, obwohl sie über entsprechende Informationen verfügten.

Die hier wirksamen Mechanismen setzten sich nach dem Krieg fort. Die Haltung der westlichen Regierungen und Politik gegenüber dem Verbrechen von Katyń war abhängig von dem jeweiligen Stand der Beziehungen mit der Sowjetunion. So erhielt dieses sowjetische Verbrechen die wohl größte internationale Aufmerksamkeit Anfang der 1950er Jahre, als sich mit dem Korea-Krieg auch der Kalte Krieg zwischen Ost und West beträchtlich verschärfte und das frühere Bündnis mit der Sowjetunion vor allem in den USA heftig kritisiert wurde. In den Jahren 1951/52 untersuchte ein Ausschuss des US-amerikanischen Kongresses das Verbrechen von Katyń und legte eine umfangreiche Dokumentation an, die keinen Zweifel an der sowjetischen Täterschaft ließ. In späteren Jahren, als die Entspannungspolitik im Vordergrund stand, vermieden westliche Regierungen hingegen Stellungnahmen zu Katyń oder versuchten gar, gesellschaftliche Initiativen, die daran erinnern wollten, zu behindern.

Die Studie zeigt jedoch ebenfalls, dass die sowjetische Darstellung auch unabhängig davon in der westlichen Welt beträchtlichen Einfluss ausübte. Die Vf. führt dies in erster Linie auf die Wirkung der sowjetischen Propaganda zurück. Die Studie lässt aber auch erkennen, dass die Gründe für die Überzeugungskraft möglicherweise vielschichtiger waren. So diente beispielsweise in Westdeutschland der Hinweis darauf, dass die sowjetische Schuldzuschreibung an die Wehrmacht für Katyń falsch war, manchmal dazu, auch andere deutsche Verbrechen abzustreiten.

Während der Mord an den polnischen Offizieren und damit zusammenhängende Geschehnisse in der Kriegszeit auch in anderen Arbeiten schon umfassend geschildert und dokumentiert wurden, liegt das Verdienst der vorliegenden Studie vor allem in der Untersuchung der Katyń-Erinnerung als umstrittener, transnationaler Erinnerungsort in der Zeit des Kalten Krieges. Hier wäre eine etwas tiefergehende Analyse damit zusammenhängender innergesellschaftlicher Konfliktkonstellationen und Debatten wünschenswert gewesen, die vielleicht auch zu weiter differenzierenden Ergebnissen im Hinblick auf Gründe für den Einfluss der sowjetischen Version hätte führen können. Nichtsdestotrotz ist die Arbeit als Analyse eines transnationalen Erinnerungsortes der Weltkriegszeit in der Konfliktkonstellation des Kalten Krieges wegweisend.

Halle (Saale)

Kai Struve

Krieg im Museum. Präsentationen des Zweiten Weltkriegs in Museen und Gedenkstätten des östlichen Europa. Hrsg. von Ekaterina Makhotina, Ekaterina Keding, Włodzimirz Borodziej, Etienne François und Martin Schulze Wessel. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 131.) Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht 2015. VI, 376 S., Ill. ISBN 978-3-525-37309-5. (€ 69,99.)

Im April 2016 kündigte die konservative polnische Regierung eine Neuausrichtung des seit 2008 in Planung befindlichen Museums des Zweiten Weltkriegs in Danzig an. Das Konzept sei ungenügend und müsse, so der Vorsitzende der Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) Jarosław Kaczyński, „die polnischen Interessen verteidigen, die polnische Wahrheit“.¹ Nach den bisherigen Plänen wollten die Kuratoren die polnische Kriegserfahrung durchaus nicht verschweigen, sie jedoch als Teil eines weltumfassenden Krieges zei-

¹ FLORIAN KELLERMANN: Polens Regierung schreibt Geschichte. Deutschlandradio Kultur vom 18.04.2016, in: http://www.deutschlandradiokultur.de/museen-vor-neuausrichtung-polens-regierung-schreibt.1013.de.html?dram:article_id=351721 (27.08.2016).

gen und dabei Themen wie Okkupation, Widerstand, Alltag oder Zwangsmigration aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchten. Nun müssen sie um die Zukunft ihres Projektes bangen, denn das Museum soll *de facto* von der internationalen auf die nationale, ja lokale Ebene heruntergebrochen werden und sich im Kern mit dem Kampf auf der Westerplatte im September 1939 befassen.

Vor diesem Hintergrund wird die Aktualität des Sammelbandes *Krieg im Museum* nur allzu deutlich. Die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg spielen bis heute im nationalen Selbstverständnis der europäischen Länder eine bedeutende Rolle, und sie bieten weiterhin Anlass zu Diskussionen, die zwischen sachlicher Auseinandersetzung und Instrumentalisierung schwanken können. Die Erinnerungslandschaften Westeuropas sind bislang umfassender erforscht worden als die des östlichen Europa, und es ist das Verdienst des vorliegenden Bandes, durch seine Fokussierung auf Museen, Denkmäler und Gedenkstätten in Polen, Tschechien, Rumänien, Weißrussland, Litauen, Ungarn und Russland eine Lücke zu füllen. Hervorgegangen sind die Einzelstudien aus dem von der VolkswagenStiftung geförderten Projekt „Musealisierung der Erinnerung. Zweiter Weltkrieg und nationalsozialistische Besatzung in Museen, Gedenkstätten und Denkmälern im östlichen Europa“.

Dieser Titel kündigt bereits eine große institutionelle und geografische Bandbreite an, und so ist es auch nicht ganz leicht, die durchweg interessanten Ergebnisse vergleichend darzustellen. Ihnen allen gemein ist, dass sie die Entwicklung des erinnerungskulturellen und erinnerungspolitischen Umgangs mit dem Zweiten Weltkrieg von Beginn an – und das heißt zum Teil noch während der Kriegshandlungen, wie z. B. in Lidice (Tschechien) oder in Pirčiupis (Litauen) – bis in die Gegenwart nachzeichnen. Oft aus lokaler, privater Initiative entstanden, haben sich die kommunistischen Regierungen nach kurzer Zeit der Erinnerungsdiskurse bemächtigt und sie für ihre Ziele instrumentalisiert. Die Jahre 1989/1991 markieren daher einen deutlichen Bruch, in dessen Folge sich nationale und regionale Narrative Bahn brechen konnten, die bislang hinter dem Narrativ des „Großen Vaterländischen Krieges“ (im Falle der Sowjetunion) oder der Solidarität mit der Sowjetunion (im Falle der „Bruderstaaten“) zurückstanden.

Doch die Autorinnen und Autoren zeigen nicht nur die chronologische Entwicklung auf, sie beleuchten darüber hinaus auch die gesellschaftlichen Diskurse, die das Gedenken jeweils prägten. Einen Vergleichspunkt bietet etwa die Frage, ob man der Toten gedenken und um sie trauern, sie heroisieren oder ihr Schicksal museal für die Nachwelt aufbereiten sollte. Auch das oft schwierige Ausloten zwischen dem nationalen Gedenken einerseits und dem an die jüdischen Opfer andererseits wird in mehreren Beiträgen differenziert dargestellt.

Schließlich erhält der Leser einen Einblick in die unterschiedlichen institutionellen Ausformungen, die sich, wie Etienne François in seinem abschließenden Beitrag feststellt, ebenfalls als äußerst vielfältig erweisen. Auf der einen Seite gibt es seit den 1980er Jahren kaum veränderte Ausstellungen wie die Gedenkstätte „Durchbruch“ im Vitebsker Gebiet (Weißrussland) oder das Nationale Militärmuseum in Bukarest (Rumänien) sowie die „vergleichsweise ‚vergessenen‘ Orte der Judenvernichtung“ (S. 311) wie Treblinka oder Chelmno. Andererseits werden zentrale und gut besuchte Orte wie das Holocaust-Gedenkzentrum in Budapest (Ungarn) oder die Gedenkstätte Theresienstadt (Tschechien) präsentiert. Bei der „Emailwarefabrik Oskar Schindler“ des Historischen Museums der Stadt Krakau (Polen) schließlich handelt es sich um eine hochmoderne, szenografische Ausstellung, die ein internationales Publikum anzieht. Das Gedenken hat eben nicht nur eine erinnerungspolitische, sondern inzwischen auch eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Seite.

Diese Kommerzialisierung spricht Thomas Thiemeyer in seinem einleitenden Beitrag über die „Politik des Zeigens“ als einen der aktuellen Trends westeuropäischer Kriegsmuseen an. Die von ihm überzeugend dargelegten Entwicklungslinien der Museen in Deutschland, Frankreich und England bieten sich als theoretisches Fundament des Sammelbandes jedoch nur begrenzt an – stellt Thiemeyer doch selber fest, dass „die muse-

ale Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in den Ländern Osteuropas [...] mit der westeuropäischen Situation nur schwer zu vergleichen“ ist (S. 25).

Die Narrative, die sich in den letzten 25 Jahren in den Ländern des östlichen Europas geformt haben, sind einfach zu unterschiedlich, als dass man sie über einen Kamm scheren könnte. Allenfalls lassen sich alle vorgestellten Orte vergleichend als „Kontaktzone“ zwischen Vergangenheit und Gegenwart“ bezeichnen, in der „mehrere Schichten der Erinnerung überliefert sind“ (S. 332). Das Beispiel des Museums des Zweiten Weltkriegs in Danzig zeigt, dass die Auseinandersetzungen um die Deutung der Vergangenheit weiterhin ein Politikum sind. Studien wie die hier vorliegenden bieten der deutschen Leserschaft einen notwendigen und das Verständnis fördernden Einblick in diese erinnerungspolitischen Debatten.

Oldenburg

Berit Pleitner

Seeking Peace in the Wake of War. Europe, 1943-1947. Hrsg. von Stefan-Ludwig Hoffmann, Sandrine Kott, Peter Romijn und Olivier Wieviorka. (NIOD Studies on War, Holocaust, and Genocide, Bd. 2.) Amsterdam Univ. Press. Amsterdam 2015. 359 S. ISBN 978-90-8964-378-0. (€ 99,-)

Der Band präsentiert die Ergebnisse eines an der Universität Lille angesiedelten internationalen Forschungsprojekts. Die zwölf Mitarbeiter/innen sind darum bemüht, die Mitte der 1940er Jahre als eine die europäische Geschichte neu prägende Phase zu begreifen. Sie beziehen dabei Entwicklungen in West-, Mittel- und Osteuropa gleichermaßen mit ein, wobei unter anderem Polen, Tschechien, Lettland und die Ukraine in eigenen Aufsätzen zur Sprache kommen.

Die Hrsg. verdeutlichen ihren Ansatz nach einer instruktiven Einleitung in drei thematischen Hauptabschnitten, denen die zwölf Beiträge gleichgewichtig zugeordnet werden. Im ersten geht es um die Folgen des Krieges. Der Warschauer Zeithistoriker und Soziologe Marcin Zaremba schildert das „Kriegssyndrom“ in der polnischen Gesellschaft, indem er sich an sozialpsychologischen Erkenntnissen der Trauma-Forschung orientiert. Er breitet das Panorama der Verwüstungen aus, die Folge der Eroberung und Beherrschung Polens durch das nationalsozialistische Deutschland waren. Dabei trugen verschiedene Faktoren zur Traumatisierung und sozialen Atomisierung bei, die allesamt auf exzessiven Gewalterfahrungen beruhten: auf massenhaftem Tod, verbreiteter Verarmung, brutalen Massendeportationen und dem plötzlichen Zusammenbruch bisheriger staatlicher und rechtlicher Strukturen – dem Kollaps einer zuvor gewohnten Verlässlichkeit. Sie schlugen sich nieder in ständiger Angst, einem Anstieg der Aggression und verstärktem Alkoholmissbrauch. Um die Verbliebenen zusammenzukitten, um soziale Bindungen wiederzubeleben, eignete sich am Ende nur der Bezug auf das Polentum – den polnischen (antideutschen, antitschechischen usw.) Nationalismus. Dazu brauchte es eine gewisse Zeit, denn an den Kriegsfolgen hatten die Polen noch „lange nach Kriegsende“ zu tragen (S. 62). Im zweiten Beitrag zu Polen blickt Audrey Kichelwsky im Hauptabschnitt „Reordering Communities“ auf Versuche, jüdisch-nationales Leben in den Nachkriegsjahren wiederzubeleben. Sie standen von Beginn an (aus verschiedenen Gründen) unter keinem guten Stern, nachdem neun Zehntel der Juden des Landes unter dem Nationalsozialismus ermordet worden waren und von den Überlebenden viele es nicht über sich brachten, im „Land der Friedhöfe“ zu bleiben. Antisemitismus und Pogrome verstärkten dann den Drang zur Flucht und Auswanderung. Die wenigen, die zurückblieben, waren assimiliert oder sahen sich doch der Notwendigkeit gegenüber, in ihrer sozialen Umgebung als Juden nicht aufzufallen.

Matěj Spurný, Sabine Dullin und Juliette Denis gehen ebenfalls auf Vorkommnisse bei oder nach Kriegsende ein. Denis zeichnet den Entscheidungsprozess nach, durch den es gleich nach Kriegsende zu einem außergewöhnlichen Entgegenkommen der sich in Lettland etablierenden sowjetischen Machthaber an die lettische Gesellschaft kam. Die

Rückführung von rund 1300 (Halb-)Waisen aus jenen Familien, die kurz vor dem Überfall der Wehrmacht im Juni 1941 in sog. „Sondersiedlungen“ ins Innere der Sowjetunion verschleppt worden waren, ist im Kontext der 1946 Fahrt aufnehmenden, allseitigen Repatriierungsanstrengungen zu sehen. Begünstigt durch das große Durcheinander in dieser Phase gelang es lettischen Repräsentanten, die organisierte Rückkehr nicht nur der Geflohenen und planmäßig Evakuierten, sondern auch der aus (im weitesten Sinne) politischen Gründen deportierten Kinder zu erreichen. Auch die kommunistische Propaganda für eine Rückführung der Letten aus den Lagern für Displaced Persons in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands, die sich für gewöhnlich strikt weigerten, in ihre unfreie Heimat zurückzukehren, spielte hier eine nicht unbedeutende Rolle.

Spurný legt dar, wie vom Jahr 1945 an in den böhmischen Randgebieten mithilfe von Vertreibung und ethnischer Säuberung eine neue Gesellschaft errichtet wurde. Ihr Ideal – ein utopisches Ziel – sei deren homogene Zusammensetzung gewesen, sodass jegliche künftige Bedrohung für das staatliche Leben ausgeschaltet wäre. Diese Politik wurde schließlich von der tschechischen Gesellschaft nicht nur gegen die verbliebenen Deutschen, sondern auch gegen eine wachsende Anzahl „ihrer eigenen Angehörigen“ verfolgt (S. 182), die aufgrund ihrer ethnischen Herkunft als unzuverlässig galten. Dullin zeichnet im letzten Hauptabschnitt „Organizing the Peace“ nach, wie es im Jahr 1945 zum Anschluss der bis dahin tschechoslowakischen Karpato-Ukraine an die Sowjetunion beziehungsweise die Sowjet-Ukraine kam.

Die in diesem Sammelband untersuchte Phase stellte einen Übergang von der bis zur Schlacht von Stalingrad währenden deutschen Hegemonie zur vorherrschenden Nachkriegsordnung des Kalten Krieges dar. In Osteuropa wurde dieser Zeitraum von bedingungslosem Vernichtungskrieg und nationalsozialistischem Judenmord einerseits und rigider Stalinisierung andererseits begrenzt. Die Komplexität dieses Geschehens lässt sich freilich mit wenigen, oft schlaglichtartigen Beiträgen nicht ausleuchten. Und die unterschiedlichen Erfahrungen in Ost und West vermag Philip Nord kaum in eine beide Seiten gleichermaßen berücksichtigende Schlussbetrachtung einzubringen. Doch könnten die hier versammelten gehaltvollen Aufsätze einen Beitrag dazu leisten, solche Unterschiede zu nächst deutlicher herauszuarbeiten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Patryk Babiracki: Soviet Soft Power in Poland. Culture and the Making of Stalin's New Empire, 1943-1957. (The New Cold War History.) University of North Carolina Press. Chapel Hill 2015. XV, 344 S., Ill., Tab. ISBN 978-1-4696-2089-3. (\$ 37,50.)

Der Sieg der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg führte zur Ausdehnung des kommunistischen Systems in Osteuropa. Die sowjetische Regierung stand vor dem Problem, die ostmitteleuropäischen Staaten in ein Bündnis zu integrieren, in dem die Sowjetunion die Hegemonialmacht war: Die unter sowjetische Kontrolle geratenen Länder waren in sozialer, ökonomischer und politischer Hinsicht unterschiedlich geprägt. Des Weiteren sah sich die Sowjetunion mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass sie in einigen Ländern nur wenig Sympathie genoss. In der Zeit des Stalinismus bedeutete Sowjetisierung Gewalt, Terror, totale Kontrolle und die strenge Nachahmung des sowjetischen Musters, was auch schon Gegenstand historischer Forschung gewesen ist¹. Zusammen mit den politischen Institutionen und ökonomischen Prinzipien wurde auch die sowjetische Kultur- und Kunstpolitik installiert. Da diese der Kulturelite in den besetzten Ländern möglicherweise attraktiv er-

¹ ANNE APPLEBAUM: Der Eiserner Vorhang. Die Unterdrückung Osteuropas, 1944-1956, München 2013; INGRID JANDER: Politische Verfolgung in Brandenburg. Der Kampf gegen Ost-CDU, Bauern und Kirchen im Spiegel der Akten von SED und Staatssicherheit, Düsseldorf 2012.

schien, drängt sich die Frage nach der Rolle der Kultur im Aufbau der sowjetischen Hegemonie in Osteuropa auf. Das politikwissenschaftliche Konzept der *Soft Power* ist relativ jung und wurde von Joseph Nye geprägt. Es bezeichnet die Strategie eines Staates, eigene Attraktivität aufzubauen und dadurch Einfluss auf die politischen Akteure eines anderen Staates auszuüben (S. 10).

Ein Bereich, in dem sich *Soft Power* besonders gut generieren lasse, sei, so Patryk B a b i r a c k i, die Kultur. In seinem Buch widmet er sich mit Polen einem Land, das mit der Sowjetunion eine komplexe gemeinsame Geschichte verband. Sein Ziel ist es, den kulturellen Austausch und die Kontakte zwischen der sowjetischen und der polnischen Seite zu rekonstruieren und die *Soviet Soft Power* zu analysieren. Der Autor untersucht dafür vor allem die Zeit von der Etablierung der sowjetischen Herrschaft in Osteuropa 1943 bis zur Bildung neuer Institutionen im Bereich der Kultur 1957. Damit wird nicht nur die Zeit des Stalinismus, sondern auch das „Taufwetter“ in der Sowjetunion Gegenstand der Analyse. B. fokussiert auf die Vertreter/innen der polnischen Kulturlite sowie die sowjetischen Funktionärinnen und Funktionäre, die Kultur als Instrument einzusetzen versuchten, um Einfluss zu gewinnen. Literatur und Journalismus stehen dabei im Vordergrund, andere Bereiche wie Wissenschaft und Sport werden nur am Rande behandelt.

Die Studie gliedert sich in fünf Teile: Im ersten Teil rekonstruiert der Vf. die Rekrutierung polnischer Offiziere, die der 1943 in der Sowjetunion aufgestellten polnischen Armee als pro-sowjetische Kulturagenten angehörten. Der zweite Teil behandelt die Jahre unmittelbar nach dem Krieg als Phase wechselseitiger Initiativen. B. zufolge war dies die Zeit eines Nachkriegs-Optimismus, zugleich aber auch der Ungewissheit. Der dritte und vierte Teil behandeln mit dem Zeitraum von Ende der 1940er bis Anfang der 1950er Jahre die Phase der totalen Sowjetisierung, in der die Sowjetunion besonders stark in den polnischen Kulturbetrieb intervenierte. Im fünften Teil werden die sowjetisch-polnischen Kulturkontakte in der Zeit von Stalins Tod bis zum Jahr 1957 als Zeit der Krise und einer gleichzeitig angestrebten Wiederbelebung der kulturellen Kontakte dargestellt.

Überzeugend zeichnet der Autor nach, wie die sowjetische Administration zunehmend versuchte, die polnische Kulturlandschaft nach eigenem Vorbild umzubauen. Er bietet den Leser/inne/n eine lebhaftere Darstellung der polnischen Kulturszene der Nachkriegsjahre, in der eine Atmosphäre von Freiheit und Pluralismus spürbar war, die aber durch die Sowjets und die mit ihnen sympathisierenden polnischen Künstler schnell unterdrückt wurde.

Die polnische Kulturlite erscheint im Buch nicht nur als Befehlsempfänger, sondern auch als Gestalterin der gegenseitigen Beziehungen. Als Quellen nutzt der Autor Memoiren sowjetischer und polnischer Akteure, anhand derer er ihre Spielräume im Rahmen der Zusammenarbeit im Kulturbereich darlegt. Somit erfährt man nicht nur Neues über den Mechanismus der Umsetzung sowjetischer Bestrebungen in Polen und über seine Akteure, sondern auch über die vielfältigen Selbstwahrnehmungen der polnischen Kulturlite und ihre Sichtweise auf die Situation. B. veranschaulicht, wie die Sympathien für die Sowjetunion in Polen von der Befreiung bis zu Stalins Tod infolge der Interventionen in den polnischen Kulturbetrieb abnahmen.

B. konstatiert eine gewisse Attraktivität der sowjetischen Kulturpolitik für die polnische Gesellschaft, die jedoch auch von der Möglichkeit einer freien Bewertung und der Auswahl aus verschiedenen Optionen abhängig gewesen sei. Er zeigt, dass trotz der kommunistischen Propaganda und des Eisernen Vorhangs viele Elemente der westlichen, vor allem aber der amerikanischen Kultur – zum Beispiel aus dem Bereich der Musik, des Films oder der Presse – beliebt gewesen seien. Diese Begeisterung für die westliche Kultur und Kunst habe in Polen eine lange Tradition. So seien zwischen den Weltkriegen westliche Vorbilder nachgeahmt worden, wodurch sich die polnische Kultur auf einem höheren Level befunden habe als die sowjetische. Unter anderem deshalb habe Polen sowohl in qualitativer als auch in quantitativer Hinsicht nicht ausreichend von der sowjetischen Kulturindustrie versorgt werden können. Folglich sei von sowjetischer Seite Druck notwendig gewesen, um sowjetische Kulturmuster nach Polen zu übertragen. Diese Interventionen

waren dem Autor zufolge mal stärker und mal schwächer, lassen sich jedoch durchgehend feststellen. Im offenen Wettbewerb konnte die sowjetische Kultur nicht gegen die Kultur des Westens bestehen.

B. arbeitet an konkreten Beispielen überzeugend heraus, welche *Soft Power* der Westen gegenüber Polen und Polen gegenüber den Bürgern der Sowjetunion besaß. Ein konkretes Bild der sowjetischen *Soft Power* hingegen lässt sich aus der Studie kaum gewinnen. Zudem stellt B. am Schluss die These auf, dass das sowjetische System im Grunde unfähig gewesen sei, auf Zwangsmaßnahme zu verzichten und der Kultürelite gewisse Freiheiten und Wahlmöglichkeiten zu gewähren (S. 225, 236). Daher drängt sich die Frage auf, ob sich wirklich von *Soviet Soft Power* in Polen sprechen lässt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Wirkung der *Soviet Soft Power* in Polen von B. nur in Teilen überzeugend herausgearbeitet werden kann. Zweifel an der Tragfähigkeit des Konzepts bezüglich Polens bleiben bestehen. Nichtsdestotrotz regt das Buch zu weiterem Nachdenken und Debatten über *Soviet Soft Power* auch über Polen hinaus an.

Bochum

Oleg Garms

Sabine Stach: Vermächtnispolitik. Jan Palach und Oskar Brüsewitz als politische Märtyrer. (Moderne europäische Geschichte, Bd. 12.) Wallstein. Göttingen 2016. 511 S., graph. Darst. ISBN 978-3-8353-1815-1. (€ 42,-.)

Grundlage dieses Buches ist eine von Stefan Troebst und Gert Pickel betreute Dissertation zu den „politischen Märtyrern“ Jan Palach und Oskar Brüsewitz. In der Einführung findet man Hinweise zum Forschungsstand. Außerdem wird hier das methodische Vorgehen erläutert. Sabine Stach hat als Methode die Diskursanalyse gewählt, wobei sie Diskurs nicht im Sinne von Jürgen Habermas, sondern eher im Sinne von Michel Foucault und Siegfried Jäger versteht. Der Begriff wird breit gefasst: Zu den untersuchten Diskursen gehören neben sprachlichen Phänomenen auch Bilder, gedruckte Texte, Filme, Webseiten, Denkmäler und performative Akte. Zudem sollen in einer konstruktivistischen Perspektive „situative, mediale, institutionelle und historische Kontexte“ (S. 13) untersucht und die ideologischen Hintergründe der Diskurse wahrgenommen werden. Wie bei Doktorarbeiten üblich, findet man nach der Einleitung einen theoretischen Teil sowie eine Erörterung der in der Arbeit verwendeten Hauptbegriffe. Es geht um die Konzepte „Helden“ und „Märtyrer“, um „Vermächtnispolitik“ und „Erinnerungskultur“. Die Vf. ist mit der Literatur in deutscher, englischer und polnischer Sprache zur Erinnerungskultur und zu den sozialistischen Helden bzw. dissidenten Märtyrern gut vertraut. Auf die Häufung der Selbstverbrennungen im Staatssozialismus wird hingewiesen. Spannend ist vor allem der Unterabschnitt zur Vermächtnispolitik. Diese wird von St. als „Gesamtheit öffentlicher Aushandlungen von aus politischen Martyrien abgeleiteten Schuldverhältnissen“ (S. 49) definiert und soll den Blick der Erinnerungskulturanalysen auf die Rezipientenseite lenken. Ihr Ziel ist die „Erklärung des Phänomens politischen Märtyrertums in Staats- und Postsozialismus“ (S. 58) unter der Berücksichtigung von Multiperspektivität und Interkulturalität.

Im zweiten und dritten Teil dieses recht gelungenen Werkes findet man wichtige Angaben zur Biografie und zur Opferung der beiden „Märtyrer“ Palach und Brüsewitz. Außerdem analysiert St. die Erinnerungsstrategien der Oppositionellen und die Memorialisierung – sie spricht in diesem Zusammenhang von „Kanonisierungsbestrebungen“ (S. 103) – der beiden „politischen Märtyrer“ in der Tschechoslowakei und in der DDR. Weiterhin werden die Reaktionen der Staatsmächte sowie die Exil- und dissidenten Diskurse aus den beiden Ländern auf die Selbstverbrennungen und Memorialisierungsversuche erörtert. Erst nach der Wende kam es in beiden Fällen zu einem nationalen Gedächtnis.

Der Teil zu Brüsewitz ist wesentlich kürzer als der zu Palach. Das ist insofern gerechtfertigt, als Pfarrer Brüsewitz ein „eher unpolitischer Mensch“ (S. 275) war, der damals vor allem wegen seines religiösen Engagements bekannt war. Es handelte sich um einen Einzelgänger, der nicht, wie Palach, der sich wenige Monate nach der militärischen Intervention des Warschauer Paktes am 16. Januar 1969 am Prager Wenzelsplatz selbst verbrannte,

Teil einer international wahrgenommenen Erneuerungs-, Protest- und Widerstandsbewegung war, die von vielen Linken in Europa unterstützt und mitgestaltet wurde. Selbst die Magdeburger Kirchenleitung, die ein Arrangement mit der DDR anstrebte, mahnte nach der Verzweiflungstat des Pfarrers am 18. August 1976 vor der Zeitzer Michaeliskirche vor einer „propagandistischen“ Ausnutzung des Geschehens, um die DDR zu kritisieren (S. 280). Die Staatssicherheit ihrerseits unternahm alles, um die Selbstverbrennung als Tat eines Verwirrten darzustellen. Die Vf. zeigt, dass es im oppositionellen Milieu der DDR nach der direkten Verleumdung von Brüsewitz durch das *Neue Deutschland* zu Reaktionen gegen das Verhalten der Staatsmacht und der Kirchenleitung kam. Einige Oppositionelle sahen in der Tat Brüsewitz' einen „Mobilisierungsschub“ (S. 281). Es fanden Debatten über die Einhaltung der Menschenrechte statt, es entstand eine „DDR-Variante der Charta 77“ (S. 297), und in der Kirche wurde gegen eine verzerrte Auslegung der lutherischen Zweireichenlehre argumentiert. Eine schärfere Kritik der DDR fand damals in der Bundesrepublik statt, obwohl die Evangelische Kirche Deutschlands und die SPD zur Zurückhaltung in der Angelegenheit aufriefen und vor einer politischen Vereinnahmung des Themas warnten. Doch ist Brüsewitz bis heute – im Unterschied zu Jan Palach – vor allem im Ausland relativ unbekannt geblieben. Hinweise zur weltweiten Wirkungsgeschichte der beiden Figuren findet man im Buch leider nicht.

Im vierten Teil wird hinsichtlich der beiden Selbstverbrennungen zwischen negativer Viktimisierung als einem tragischen Ereignis und positiver Heroisierung als einer mutigen Heldentat unterschieden. Während Palach „sowohl als nationaler Heros, als ‚sozialistischer Held‘, als Held gewaltfreien Widerstands und Vorbild der Dissidenten auftauchte, beschränkte sich die Heroisierung Brüsewitz' im Wesentlichen auf die Beschreibung seiner Unangepasstheit und Courage sowie auf vereinzelte Bezüge zu den Widerstandstraditionen der Bekennenden Kirche und auf einen sehr diffus bleibenden Zusammenhang mit der Entstehung der DDR-Opposition“ (S. 387). In beiden Fällen bemühten sich die Staatssicherheitsdienste nach der Tat um eine *damnatio memoriae*. Orte des Gedenkens sollten an den beiden Schauplätzen gar nicht erst entstehen. Zugleich entstand unter den Oppositionellen ein messianischer Erlösungsgedanke. Die Martyrisierung der beiden Figuren sollte mehrere Funktionen erfüllen: Integration und Selbstvergewisserung, Kommunikation, Dokumentation und Aufklärung, Stabilisierung, Solidarisierung und Mobilisierung, Kompensation und Entlastung.

Das Buch lässt sich gut lesen und beinhaltet wichtige Informationen zu den beiden untersuchten Personen. Sie werden von St. sowohl als „Opferhelden“ als auch als „politische Märtyrer“ bezeichnet. Angesichts dieser beiden Bezeichnungen hätte man mehr Reflektionen über die Rolle von Opferritualen in den modernen, postheroischen Gesellschaften und zu den politischen Religionen erwartet. Der Begriff „Märtyrer“ setzt einen Bezug entweder zu den etablierten Religionen oder zur politischen bzw. säkularen Religion voraus. Im Falle des Studenten Palach scheint beides zugleich vorhanden gewesen zu sein. Er war ein Märtyrer politischer Religionen – teilweise des Sozialismus, aber zugleich auch des Nationalismus, zumal er von Teilen der Gesellschaft als Nationalheld verehrt wurde. Belege dafür finden sich in der Trauerrede des Rektors der Karls-Universität in Prag, der von einem „Opfer auf dem Altar der Nation“ (S. 87) sprach. Zugleich gab es aber auch einen Bezug zu Jan Hus. Der tschechische Reformator war als Vorbild in Palachs Elternhaus präsent (S. 73) und Hus' Tod auf dem Scheiterhaufen wurde mit der Selbstverbrennung Palachs in Verbindung gebracht: „Palachs Sarg [...] wurde unter der Hus-Statue im Innenhof des historischen Universitätsgebäudes aufgebahrt und trug ebenso wie die vom SVS [Bund der Hochschulstudenten] veröffentlichte Todesanzeige das Symbol des Hussitenkelches“ (S. 85). Bei Pastor Brüsewitz ist die Verbindung mit dem Luthertum offenkundig. Außerdem gilt er als Verfechter der politischen Religion der Freiheit. Gerade diese interessante Mischung aus traditioneller und politischer Religion hätte die Vf. tiefgründiger herausarbeiten können.

Friederike Kind-Kovács: Written Here, Published There. How Underground Literature Crossed the Iron Curtain. Central European Univ. Press. Budapest u. a. 2014. XVI, 504 S., Ill. ISBN 978-963-386-022-9. (€ 57,-)

In ihrem Buch widmet sich Friederike Kind-Kovács einem bisher kaum beachteten Aspekt der Geschichte von Dissens und Opposition im Osteuropa des Kalten Krieges – dem Tamizdat, der Publikation verbotener oder non-konformer Texte im westlichen Ausland. Hierbei, so K.-K.s übergreifende These, handelte es sich nicht allein um ein Publikationsprojekt. Um den Tamizdat habe sich vielmehr eine transnationale literarische Gemeinschaft mit eigenen kulturellen Praktiken, Debatten und Netzwerken entwickelt, die sowohl die Landesgrenzen innerhalb des Ostblocks als auch den vermeintlichen Eisernen Vorhang überwunden hätten. Die Autorin versteht ihr Buch daher auch als Vorschlag für eine alternative Geschichte des Kalten Krieges, welche die Idee einer hermetischen Grenze zwischen Ost und West hinter sich lässt.

In vier sehr umfangreichen Kapiteln widmet sich K.-K. zunächst den Anfängen des Tamizdats in Boris Pasternaks *Doktor Schiwago*, der Verurteilung der sowjetischen Autoren Yuli Daniel und Andrej Sinjavskij für Tamizdat-Publikationen im Jahr 1966 und dem Schicksal Aleksandr Solženicyns. Die folgenden Kapitel sind dann einer eher systematisch als chronologisch angelegten Analyse gewidmet. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den drei Hauptakteursgruppen des Tamizdat – dem literarischen Untergrund in Mittel- und Osteuropa, den Emigrationsmilieus in Westeuropa und den USA sowie den westlichen Herausgebern und Verlagen. In Kapitel 3 fragt die Vf. danach, wie Texte durch Schmuggel, die Sendungen von Radio Free Europe (RFE) und Radio Liberty sowie die Mithilfe von Diplomaten den Eisernen Vorhang physisch überquerten. Im letzten Kapitel widmet sie sich dem durch Tamizdat ausgelösten Ideenaustausch, wobei sie besonderes Augenmerk auf die Bedeutung von Menschenrechtsdiskursen und die Mitteleuropa-Idee legt.

Insgesamt gelingt es K.-K., ihr Vorhaben auf beeindruckende Weise umzusetzen. In den vier Kapiteln zeichnet sie ein vielschichtiges Porträt transnationaler Interaktionen zwischen Intellektuellen in Ost und West. Dabei wird deutlich, dass Tamizdat und sein Pendant, der Samizdat (die illegale Selbstpublikation im eigenen Land), nicht einfach nur neutrale Medien, sondern komplexe und voraussetzungsreiche kulturelle Praktiken waren. Bei der Darstellung der Motivationen und Bedingungsmöglichkeiten dieser Praktiken beeindruckt insbesondere die Rekonstruktion der Kanäle und Kommunikationswege, über die Texte und Ideen zwischen Ost und West zirkulierten. Ihre Darstellung der Arbeit von RFE und anderen, im Wesentlichen durch den Kalten Krieg initiierten Initiativen bewegt sich jenseits der heroisierenden bzw. kritischen Studien, welche die Forschung zu diesen Institutionen prägen, und hilft damit eine wichtige Lücke in der Geschichte des Kalten Krieges und dem Aufkommen von Oppositionsbewegungen in Mittel- und Osteuropa zu schließen. Damit treten zwei weitere, in der Forschung wenig beachtete Personenkreise ins Zentrum der internationalen Zeitgeschichte – die Emigrationsmilieus, die als wichtige Mittler für die Texte und Ideen non-konformer Autoren fungierten, und Diplomaten, die sich als Kuriere betätigten. Die durchgehende Thematisierung geschlechterhistorischer Fragestellungen rundet die komplexe Darstellung von K.-K. ab, und wenngleich ihre Diskussion von Menschenrechtsideen noch zu stark der gängigen Fokussierung auf die Helsinki-Schlussakte von 1975 folgt, wird ihr Buch damit doch anschlussfähig für die neuere Geschichte der Menschenrechte.

Nicht ganz so überzeugend erscheint demgegenüber die Charakterisierung der Autoren von Samizdat und Tamizdat als „literary underground“. Nicht allein die von K.-K. mehrfach zitierten Pavel Litvinov, Adam Michnik und G. M. Tamas dürften sich kaum als Literaten, sondern als politische Akteure oder zumindest als Menschenrechtsaktivisten verstanden haben. Streckenweise ist die Diskussion der Autoren des Tamizdat auch zu undifferenziert. Unterschiede zwischen einzelnen Ländern, Akteursgruppen und Zeitabschnitten werden bestenfalls angedeutet, sodass die ČSSR sogar als „Soviet-governed“ bezeichnet wird (S. 108). Teilweise scheinen diese Probleme aus einem unkritischen Umgang mit

Memoiren, Interviews und dem Tamizdat selbst herzurühren. Auch wären dem Buch noch klarere Leitideen und Hypothesen zu wünschen gewesen, die die etwas zu lang geratene Darstellung strukturiert, gestrafft und in eine noch systematischere Analyse integriert hätten.

Trotz dieser kleineren Schwächen handelt es sich bei dem Buch von K.-K. also um eine überaus wichtige und verdienstreiche Arbeit. Die Arbeit non-konformer Intellektueller in Mittel- und Osteuropa, so zeigt sie, fand vor einem transnationalen Horizont statt, ohne den sie nicht verständlich wird und den sie wesentlich mitgestaltete. *Written Here, Published There* leistet mit dieser Erkenntnis einen wichtigen Beitrag zur Geschichte staatssozialistischer Gesellschaften und des Kalten Krieges und trägt dazu bei, diese Forschungsfelder transnational zu erweitern, kulturgeschichtlich zu öffnen und sie an umfassendere Diskussionen zur Geschichte der Menschenrechte oder der Entstehung transnationaler Öffentlichkeit anschlussfähig zu machen.

London

Robert Brier

Tomasz Zarycki: Ideologies of Eastness in Central and Eastern Europe. (BASEES/Routledge Series on Russian and Eastern European Studies, Bd. 96.) Routledge. London 2014. XIII, 293 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-0-415-62589-0. (£ 95,-)

Der Soziologe und Direktor des Robert B. Zajonc-Instituts für Sozialwissenschaften an der Warschauer Universität, Tomasz Zarycki, legt mit diesem Band eine Sammlung neuer sowie teils bereits publizierter Beiträge vor, die sich mit der Frage nach den Bedeutungszuschreibungen des Ostens in den verschiedenen gesellschaftlichen Debatten Polens und Ostmitteleuropas auseinandersetzen und deren Ergebnisse nun einem internationalen Publikum zugänglich gemacht werden sollen. Alle Beiträge des Bandes zeichnen sich dabei durch eine nachvollziehbare methodische Stringenz und ein gemeinsames theoretisches Fundament aus. In Anlehnung an Imanuel Wallersteins Weltsystem-Theorie und Pierre Bourdieus Kapital-Konzept entwickelt Z. die Annahme, dass die untersuchte Region Eigenschaften eines „peripheral field of power“ (S. 25) in einer globalen, machthierarchisch geprägten Zentrum-Peripherie-Beziehung aufweise, die alle nach außen wie nach innen gerichteten ökonomischen, kulturellen und gesellschaftlichen Strukturen der Region bestimmen. Auch auf Edward Saids Orientalismus-Begriff und die postkoloniale Theorie wird in diesem Zusammenhang verwiesen. Letztere bildet für Z.s Untersuchung eine weitere wichtige Säule. Wenngleich die Studie aufgrund des missverständlichen Titels zunächst wie eine Rezeptiongeschichte anmutet, verfolgt der Autor doch den Anspruch, Aneignungen des Ostens und Abgrenzungen davon in den Regionen um und zwischen Polen, Litauen, Weißrussland und der Ukraine zu beschreiben und ihre jeweiligen Entstehungskontexte sichtbar zu machen.

Der Schwerpunkt der Studie liegt dabei auf Polen bzw. auf dem Raum der frühneuzeitlichen Adelsrepublik. Hier macht der Vf. zwei Strukturmerkmale des polnischen Ostdenkens aus. Zum einen *werde* das östliche polnische Denken vom sogenannten *dependence doxa* bestimmt, d. h. das polnische Denken ist eng an das westliche Denken gebunden. Die Orientierung nach Westen definiere den Charakter dieser Region. Daraus folge: „[A]ny project which targets the symbolic emancipation of Central and Eastern Europe, in particular if defined uniquely in discursive terms, will always prove to be impossible“ (S. 3). Zum anderen sieht Z. die Debatten um die Östlichkeit Polens im 20. Jh. bis heute von der Vorrangstellung einer avantgardistisch-moralistischen Intelligenz – dem *intelligence doxa* – geprägt, die sich als nationale Elite verstehe und sich dabei vornehmlich kulturalistischer Argumente bediene. In den Debatten würden traditionelle Konfliktlinien zwischen links und rechts, liberal und konservativ verschwimmen, wegen der peripheren Schwäche der Region fehlten Stimmen aus der ökonomischen Sphäre (S. 65). Stattdessen werde der Gegensatz „West vs. Ost“ oder „kultiviert vs. barbarisch“ in den Debatten instrumentalisiert,

und die Selbstvergewisserung von der Zugehörigkeit zum Westen bilde ein wesentliches Argument in politischen, gesellschaftlichen wie auch akademischen Debatten.

Anhand ausgewählter Debatten zeigt Z., inwiefern der polnische Diskurs über den Osten von diesen Strukturen geprägt ist und beeinflusst wird. So weist er z. B. nach, dass in Polen eine höchst selektive Rezeption der postkolonialen Theorie im wissenschaftlichen Diskurs stattfindet und dass die lokale Lesart dieser Theorie kaum eine dem Westen gegenüber kritische Komponente aufweist. Stattdessen werde insbesondere von konservativer Seite die postkoloniale Theorie als Argument zur Betonung der polnischen Opfererfahrung unter dem russischen bzw. sowjetischen Imperium ins Feld geführt. Von Bedeutung hinsichtlich des polnischen östlichen Denkens sei auch der Diskurs um die *kresy*. Wenn gleich sich Liberale und Konservative in Polen über den gesellschaftlichen Umgang mit den *kresy* uneins seien, dienten diese auf beiden Seiten als Manifestation polnischer westlicher Identität und der Zugehörigkeit zur westlichen Welt, die im Gegensatz zu der als konformistisch und kollektivistisch-asiatisch angesehenen russischen Welt Freiheit, Individualität und Vielfalt symbolisierten (S. 124). Interessanterweise stellt der Autor anhand dieser Beispiele eine unreflektierte pro-westliche Haltung vieler polnischer Liberaler fest, die weit verbreitet sei und eine ganze Reihe von stereotypisierenden (Selbst-)Orientalismen zur Folge habe. Auch von ihnen würden beispielsweise die immense wirtschaftliche Bedeutung russisch-polnischer Beziehungen im späten 19. Jh. und die Scharnierfunktion des polnischen Großgrundbesitzes in den *kresy* verschwiegen, passten diese doch nicht in das Bild einer polnischen Orientierung nach Westen (S. 147).

Dem Band gelingt es auf beeindruckende Weise am Beispiel historischer und zeitgenössischer Debatten aufzuzeigen, dass Russland und der Osten für das polnische nationale Denken Kategorien von zentraler Bedeutung waren und sind, aber auch, dass Polens Blick auf den Osten keineswegs isoliert betrachtet werden darf – eine Perspektive, die besonders im polnischen Wissenschaftsdiskurs als neu bezeichnet werden darf. Vielmehr bestimmen die vorherrschenden sozialen Strukturen im heutigen Polen und Polens Orientierung am Westen den Umgang mit dem Osten. Dem Autor gelingt es ebenso aufzuzeigen, dass auch innerhalb der Region das machthierarchische Gefälle und die jeweilige Orientierung der polnischen, ukrainischen, belarussischen und litauischen Gesellschaften im globalen Gefüge die Beziehungen dieser Staaten untereinander hochgradig beeinflussten. Kritikwürdig an diesem Ansatz ist jedoch Z.s polnische Perspektive. Lediglich im letzten Kapitel werden die Akteure in den östlichen Nachbarstaaten Polens und ihre Reaktionen auf polnische Ostblicke behandelt. Orthografisch weist der Band leider etliche Schwächen auf. Ein gründlicheres Lektorat hätte den Band auch sprachlich aufgewertet und ihn mit der Qualität versehen, die er inhaltlich zweifelsohne aufweist.

Jena

Martin Müller-Butz

Rudolf Kučera: Rationed Life. Science, Everyday Life, and Working-Class Politics in the Bohemian Lands, 1914-1918. Berghahn. New York – Oxford 2016. VII, 196 S., Ill. ISBN 978-1-78533-128-2. (\$ 90,-) – Im Konferenzmarathon zur hundertjährigen Wiederkehr des Kriegsausbruchs 1914 hat sich Rudolf Kučera auch international einen glänzenden Ruf als führender Wissenschaftler der böhmischen Länder während des Ersten Weltkriegs erworben. Es ist daher nur folgerichtig, dass er nun erstmals eine aus dem Tschechischen übersetzte Monografie auf Englisch vorlegt und so einem breiten Leserkreis zugänglich macht. Das schlanke Buch gilt der Situation der tschechischen Arbeiter während des Krieges, oder genauer gesagt: den Auswirkungen politischer Entscheidungen auf sie und ihre Reaktionen darauf. Im ersten Kapitel wird die Rationierung von Nahrungsmitteln untersucht. Diese ging mit einer Verwissenschaftlichung von Politik einher, denn die Kalorienmengen, die Arbeitern und Arbeiterinnen zustanden, waren nun auf theoretischer Grundlage „exakt“ berechnet, weil jeder eine ausreichende Menge erhalten und gleichzeitig nichts verschwendet werden sollte. Das zweite Kapitel betrachtet den Einfluss von Forschungsergebnissen auf die Arbeitsbedingungen selbst. Technisierung und Mechanisierung hielten angesichts des Bedarfs an Soldaten verstärkt Einzug, während gleichzeitig die körperliche Belastung von Wissenschaftlern immer mehr vermessen und normiert wurde. Die Folge davon war immer mehr und längere Arbeit für immer weniger Beschäftigte. Daraus resultierte, wie der nächste Teil zeigt, ein starker Anstieg der Frauenarbeit – wie anderswo auch. Männer- und Frauenbilder waren damit einem schnellen Wandel unterworfen, der zwar in weitaus geringerem Maße von Wissenschaftlern begleitet wurde, aber dennoch bei zeitgenössischen Beobachtern Beachtung fand. Das letzte Kapitel widmet sich dem Widerstand der Arbeiter gegen all diese als Belastung und Zumutung empfundenen Veränderungen. Dabei entstanden neue Protestformen, die sich auch in neuen politischen Zusammenschlüssen manifestierten; gerade wegen des Krieges waren sie aber längst nicht so stark wie vorher, denn die „Arbeiterklasse“ sah nun ganz anders aus, war weiblicher und weniger organisiert. K. präsentiert wichtige Befunde und untersucht mit der Arbeiterklasse im „großen Krieg“ einen Gegenstand, der zuletzt wenig Aufmerksamkeit erfahren hat. Dass er von eminenter Bedeutung ist, kann nicht genug unterstrichen werden: Nicht erst das Jahr 1918 brachte große soziale und gesellschaftliche Veränderungen. Der Weltkrieg selbst erwies sich als Katalysator für einen grundlegenden Wandel der „Arbeiterklasse“, und gerade weil nun mehr Menschen als jemals zuvor mit Bedrohungen der Moderne konfrontiert waren, fanden Forderungen nach radikaler politischer Veränderung einen Nährboden. Die Vorstellung, dass die Arbeitswelt komplett wissenschaftlich planbar sei, hatte einen Transformationsprozess begonnen, der bis heute anhält.

Berlin

Stephan Lehnstaedt

Minderheitenpolitik im „unsichtbaren Entscheidungszentrum“. Der „Nachlass László Fritz“ und die Deutschen in Ungarn 1934-1945. Hrsg. von Gábor Gonda und Norbert Spannenberger. (Schriftenreihe des Instituts für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 17.) Steiner. Stuttgart 2014. 317 S., Ill. ISBN 978-3-515-10377-0. (€ 62,-) – With this volume Gábor Gonda and Norbert Spannenberger bring to a wider audience material from the László Fritz collection, which until recently was unknown to researchers. It was only in 1999 that six dusty, uncatalogued cartons containing the papers of László Fritz were accidentally discovered in the National Lutheran Archives in Hungary. Once the collection was catalogued, Miklós Czenthe brought it to the attention of G. and Sp., who published this selection of documents along with an introduction. László Fritz, who in early 1945 (at a very opportune time) magyarized his German-sounding name to Fejes, was a Hungarian public official—a bureaucrat—from the 1930s to the years immediately after the Second World War. And for his entire life he was a *Volkstumskämpfer*: fighting for the Hungarian people. G. and Sp. point out that despite his family name he never expressed a form of ‘German identity’. He actually assumed an anti-German attitude, which is the theme that holds this volume together. For Fritz Hungarianism, either in the territories lost after the First World War or in Hungary proper, was always on the defensive. He believed that the non-Hungarian groups in the neighbouring states as well as the minorities in Hungary were continually expanding ‘at the expense of the Magyars’ (p. 42). Fritz, born in 1889 in the Hungarian county of Maramureş, found himself in the expanded state of Romania after the First World War. He stayed and worked as a statistician and

journalist in the interest of the Hungarian minority in Romania. The documents in this collection start, however, only after Fritz relocated to Budapest in 1932. The eds. admit that we will never know the exact reason why Fritz left Klausenburg, but he arrived in Hungary after a distinctive turning point, specifically after Gyula Gömbös became Minister President. Beginning in 1933 Fritz took on the position of main speaker for the German minority in the Minorities Department of the Hungarian government. He kept that position until the end of the war, and in 1945 he offered his services to the new political powers. According to G. and Sp., Fritz ‘indirectly participated in the legal preparation for the expulsion of Germans from Hungary’ (p. 45). The documents in the volume begin with a 1934 report concerning the Hungarian German Volksbildungsverein, and demonstrate how seriously Fritz took the question of nationalities in Hungary. The documents concerning the Volksbund and Franz Basch emphasize that Basch did not see himself as a National Socialist. Later documents demonstrate Fritz’s involvement in planning the expulsions of the Germans. The ‘key document’, as described by G. and Sp., is a memorandum from 30 August 1945 that describes the nationality policies of Hungary since 1932 as an ‘uninterrupted defensive strategy’ against the ongoing ‘Reich German activities vis-a-vis Hungary’ (p. 65). According to the eds., this train of thought, which continues to weave its way through Hungarian historiography, is absurd. They argue that the last document in the volume says perhaps more about Fritz (and even perhaps more about Hungarian historiography) when Fritz describes the Transylvanian Saxons as not only being National Socialists before Hitler was a National Socialist, but argues that the Transylvanian Saxons worked with Romania against ‘the Jewish friendly and anti-Hitler Hungary’ (p. 65). As all scholars know, documents can be read in many ways, which makes the introduction to this volume enlightening. G. and Sp. have provided a great service by publishing this collection and making it available to a wider audience. Unfortunately, many of these documents are published in Hungarian, which will limit their reach.

Chattanooga/TN

John C. Swanson

Johannes-Dieter Steinert: Deportation und Zwangsarbeit. Polnische und sowjetische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und im besetzten Osteuropa 1939-1945. Klartext. Essen 2013. 306 S. ISBN 978-3-8375-0896-3. (€ 29,95) – „Kinder erinnern anders als Erwachsene“ (S. 12). Von dieser Prämisse ausgehend untersucht Johannes-Dieter Steinert die Schicksale der (nichtjüdischen) Kinder und Jugendlichen aus Polen und der Sowjetunion, die während des Zweiten Weltkriegs zum Arbeitseinsatz nach Deutschland verschleppt wurden bzw. in Lagern und in den von den Deutschen besetzten Gebieten Osteuropas Zwangsarbeit leisten mussten. (Ein weiterer, bislang nicht erschienener Band soll sich jüdischen Kinderzwangsarbeiter/innen widmen.) Unter Zwangsarbeit versteht S. gemäß der Definition der Internationalen Arbeitsorganisation von 1930 jede Art von Arbeit, „die von einer Person unter Androhung irgendeiner Strafe verlangt wird und für die sie sich nicht freiwillig zur Verfügung gestellt hat“ (S. 24). Als Kinderzwangsarbeiter/innen gelten für ihn Personen, die bei Antritt der Arbeit das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Etwa 1,5 Millionen Kinder aus Polen und der Sowjetunion wurden als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppt; die Zahl der in den besetzten Gebieten zur Arbeit gezwungenen Kinder lässt sich laut S. nicht genau beziffern. Basierend auf Akten vor allem deutscher Provenienz sowie Ermittlungsakten einerseits und auf Selbstzeugnissen (schriftlichen Berichten, Fragebögen, Interviews etc.) andererseits, skizziert S. zunächst den historischen Kontext des Arbeitseinsatzes von polnischen und sowjetischen Kindern und Jugendlichen, wobei er besonders auf die Zusammenhänge zwischen Germanisierungspolitik und Kinderzwangsarbeit verweist. Eine Arbeitspflicht galt für polnische und sowjetische Jugendliche zumeist ab 14 Jahren. Im Verlauf des Krieges wurden immer mehr und immer jüngere Kinder verhaftet oder verschleppt und zu Zwangsarbeiten eingesetzt. Im zweiten Teil zeigt S., dass die Kinderzwangsarbeiter/innen in Deutschland wie in den besetzten Gebieten ähnliche Erfahrungen von Gewalt, Rassismus und Ausbeutung machten, dass sie ihrer Kindheit und häufig auch ihrer beruflichen Zukunft beraubt wurden. Aber auch Unterschiede werden deutlich: Während die Jugendlichen in Deutschland unter der Trennung von ihren Familien litten, mussten diejenigen, die zuhause Zwangsarbeit leisteten, häufig eine sie überfordernde Verantwortung für Eltern und Geschwister tragen. Zwar zeigt die Studie einige methodische Schwächen – so ist die Wieder-

gabe der Selbstzeugnisse teilweise wenig reflektiert. Doch ist es das große Verdienst des Autors, dass er in seiner klar gegliederten und gut lesbaren Studie die Erfahrungsperspektive von Kindern und Jugendlichen nachdrücklich ins Zentrum rückt.

Essen – Köln

Ursula Reuter

Jürgen Gerhards, Lars Breuer, Anna Delius: Kollektive Erinnerungen der europäischen Bürger im Kontext von Transnationalisierungsprozessen. Deutschland, Großbritannien, Polen und Spanien im Vergleich. (Europa – Politik – Gesellschaft.) Springer VS. Wiesbaden 2016. VIII, 272 S. ISBN 978-3-658-13401-3. (€ 39,99.) – Den Vf. dieser Monografie geht es um eine Rekonstruktion der auf die eigene Nation bezogenen Erinnerungen von Bürgern in ausgewählten Ländern Europas: in Deutschland, Großbritannien, Polen und Spanien. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, inwieweit sich angesichts der zunehmenden europäischen und weltweiten Vernetzung dieser vier Staaten die nationalen Vergangenheitsdeutungen der Betroffenen verändert haben. Wie haben sie sich für Ansätze einer transnationalen und europäischen Kollektiv-erinnerung geöffnet? Auf welche Weise konstruieren die Bürgerinnen und Bürger solche Erinnerungen vor dem Hintergrund einer weiter voranschreitenden Durchsetzung übernationaler Vereinbarungen in Europa? Die Soziologen Jürgen Gerhards, Lars Breuer und Anna Delius legen auf den ersten 38 Seiten zunächst ihren konzeptionellen Rahmen und die Fragestellungen der Untersuchung dar. Sie gehen davon aus, dass „Globalisierung und Europäisierung“ Faktoren sind, die das an den Nationalstaat gebundene kollektive Erinnern – den Rückbezug auf gemeinsam geteilte Erinnerungen – beeinflussen, wobei hier zugleich ein Raumbezug ins Spiel komme. Bei den Modi der Erinnerung unterscheiden die Vf. zwischen national-affirmativen und kritisch-reflexiven Grundhaltungen. Grundlage für die Befunde dieser Studie sind Gruppeninterviews mit repräsentativ ausgewählten Personen. Der Einführung folgen annähernd gleichgewichtige Abschnitte zu den Erinnerungen der Bürger in Deutschland, Polen, Spanien und Großbritannien. In der Analyse werden zunächst für jedes dieser Länder historische Ereignisse und Personen beleuchtet, dann „grundlegende Deutungsmuster“ herausgearbeitet, ehe man zu „strukturierenden Motiven“ des kollektiven Erinnerns gelangt. Aufgrund der Gespräche mit Deutschen ergibt sich etwa, dass viele ihre nationale Identität durch die nationalsozialistische Vergangenheit als belastet empfinden. Andere zeigten sich „sehr viel reflektierter und abgeklärter“; sie betrachteten die Erinnerung an die NS-Zeit „nicht als Störung, sondern als integralen Bestandteil der eigenen nationalen Identität“ (S. 73 f.). Die Teilnehmer aus Polen wollen vor allem über das polnisch-jüdische Verhältnis während des Zweiten Weltkriegs reden, und zwar über die Hilfe der polnischen Bevölkerung für verfolgte Juden. Man äußert Stolz auf eigene historische Leistungen, auch bei der Überwindung des Kommunismus in den 1980er Jahren. Als strukturierendes Moment taucht wiederholt Enttäuschung auf, dass diese großen Verdienste im Ausland nur geringe Anerkennung fänden. Auch in den Jahren des Zweiten Weltkriegs und unter der folgenden sowjetischen Vorherrschaft hätten die tapferen Polen ein „nationales Opfer“ (S. 106) gebracht, das im Ausland – im Unterschied zu den Opfern anderer Gruppen wie etwa Juden – nicht genügend gewürdigt werde. Die Ergebnisse fassen die Autoren jeweils am Ende der Abschnitte zusammen. So heißt es zu Polen: „Die ausgesprochen starke Identifikation der Befragten mit der aus ihrer Sicht moralisch integren Nation [...] wird [...] durch die vermeintlich fehlende Anerkennung von außen verunsichert“ (S. 109). Den länderspezifischen Beiträgen schließt sich ein Kapitel über „Bezugspunkte transnationaler Erinnerung“ an, die sich aus drei historischen Erfahrungsbereichen speisen: dem Holocaust, dem Kommunismus und dem Prozess des Zusammenwachsens Europas. Danach ziehen die Vf. Bilanz, indem sie die „Beharrlichkeit nationaler kollektiver Erinnerungen“ (S. 219) feststellen. Sie verorten ihre Befunde „im Kontext der gegenwärtigen Krise der Europäischen Union“ (S. 245 f., 259) und schließen mit Gedanken zur mangelnden „kulturellen und zivilen Sozialintegration in Europa“ (S. 246), die der „systemischen Integration“ hinterherhinke. Insgesamt ist den Autoren ein anregender, empirisch unterlegter Beitrag zum Stellenwert einer übernationalen europäischen Identität bei kollektiven Erinnerungsprozessen gelungen. Er verdeutlicht zugleich, welche Hindernisse der Herausbildung einer europäischen kollektiven Erinnerung immer noch entgegenstehen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich